

Kirche und Schule in Pruden

Siebenbürgisch-sächsische Zivilisation ist ohne die christliche Kirche undenkbar. Über die geistliche und seelsorgerische Funktion hinaus war die Kirche bis zum Zweiten Weltkrieg auch in Pruden wesentlicher politischer, wirtschaftlicher und kultureller Faktor ersten Ranges.

Das gesamte gesellschaftliche Leben der Gemeinde, genauer: das Gemeindeleben insgesamt, war eindeutig von kirchlichen Feiertagen, von religiösen Ansichten, mit einem Wort: von Kirche und Religion umfassend geprägt.

Sehr wertvoll war dabei auch, dass sogar in den weltvergessensten sächsischen Dörfern in leitender Stellung als Pfarrer Männer saßen, die von Leipziger, von Tübinger, von Berliner, von angesehenen deutschen Universitäten herkamen, ihre Wirkungsstätte prinzipiell als reich und schön empfanden, die Lutherlehre rein verbreiteten und sich zugleich als Vorkämpfer des Fortschritts, der Gesittung, Bildung und Entfaltung ihres Volkes bewährten. Die Achtung, die sie genossen, drückte sich in den allgemein üblichen Anreden aus: Danach gebührte dem Bischof die Bezeichnung Hochwürden, dem akademischen Geistlichen der Titel Hohehrwürden, der Seminarist wurde als Wohlehrwürden angesprochen. Die Pfarrer waren in ihren ernsten Talaren auch überall dabei, wo unser Volk sich öffentlich zeigte. Ihnen fiel oft die Gestaltung der nationalen Kundgebungen zu. Sie saßen in jedem wichtigen Ausschuß und konnten ihre Meinung geltend machen. Sie waren die treibende Kraft des Gedeihens ihrer Dörfer. Nach dem Pfarrer beurteilte man die Gemeinde, er war gleichsam ihr Aushängeschild und Wappen. (*Horst Göbbel*)

Kirche und kirchliches Leben in Pruden

Pruden blickt zurück auf eine Vielzahl sehr fähiger, sehr erfolgreicher Pfarrer, Lehrerinnen und Lehrern, die sowohl in Pruden selbst als auch in anderen siebenbürgisch-sächsischen Orten oder - besonders nach 1945 und speziell nach der Aussiedlung der Siebenbürger Sachsen - auch in Deutschland oder in Österreich fruchtbar im kirchlichen und im Bildungsbereich tätig waren.

Menschen - Zahlen - Geschichte Der Name

Deutsch: Pruden ; siebenbürgisch-sächsisch: Prudn; rumänisch: Prod; magyarisches: Prod(t);
lateinisch: Prod, Prodiu, Proden, Prud ; Nennung in unterschiedlichen lateinischen Urkunden.

1348 wird Pruden urkundlich zum erstenmal erwähnt. Aus der Urkunde geht hervor, dass ein Teil des Schäßburger Stuhlgebietes, zu dem Pruden gehörte, ursprünglich Besitz der Abtei Koloszmönaster war. (Ub.II,Nr. 634, vgl.E. Wagner, Ortsnamenbuch, Studia Transilvanica 4, S. 360).

Der bekannte Sprachforscher G. Kisch leitet den Namen Pruden vom slawischen „prud“ (rumänisch prund) ab, was so viel wie „das Kies“, „sandiges Ufer“ bedeutet (Kbl. 1924 S. 32). Tatsache ist, dass die Gemeinde Pruden, mit vielen andern auf diesem Gebiet, erst nach dem Mongolensturm (1241) entstanden ist. Thomas Nägler zählt das Zwischenkokelgebiet, auf dem auch Pruden liegt, zur „letzten bedeutenden sächsischen Siedlungsenklave“ (Die Ansiedlung, S. 161).

Zugehörigkeit

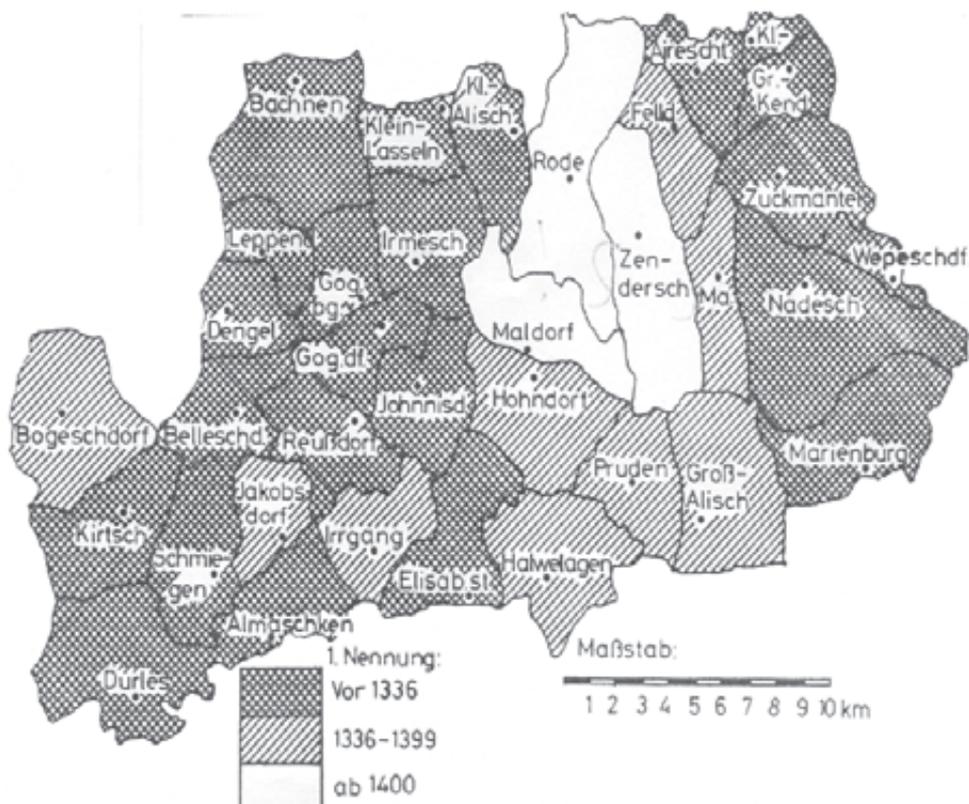
Ursprünglich lag Pruden auf Komitatsboden des Kokelburger Komitatsdesertums (G. Müller, Vereinsarchiv 48, S. 131). Damit im Zusammenhang ist auch bekannt, dass infolge einer Grenzverschiebung durch den jungen ungarischen König Stefan, die Dörfer Halvelagen, Pruden und Gross-Alisch 1263 dem Hermannstädter Gau angeschlossen wurden. Pruden gehörte ab 1393 mit den drei Gemeinden Bogeschdorf, Gross-Alisch und Halvelagen als freie Gemeinde sicher zum Schäßburger Stuhl (G. Müller, S. 24). Im Schäßburger Steuerregister 1504 – 1508 wird Pruden als Prod geführt (Kbl. 1879 S. 11).

Kirchenrechtlich gesehen, gehörte Pruden zum Bogeschdorfer Kapitel, das 1309 zum erstenmal erwähnt wird. Diese Möglichkeit der sächsischen Gemeinden, sich zu einem Kirchlichen Landkapitel zusammen zu schließen, auch wenn sie auf Komitatsboden siedelten, war offenbar ein Siedlerrecht der Sachsen. Über den geografischen Umfang des Bogeschdorfer Landkapitels, das als solches erst 1586, 30 Jahre nach der Reformation, den Namen „Bogeschdorf“ trägt, gehen die Meinungen der Forscher auseinander. Übereinstimmung herrscht allerdings darüber, dass 24 Gemeinden (Dörfer) dazu gehörten (G. und R. Weber, Kirche als zentrale Institution..S. 233ff in „Zugänge zur Gemeinde“ Studia Transilvanica Bd. 24).

Was die Einführung der Reformation in diesem Landkapitel anbetrifft, wissen wir (Fr. Marienburg), dass auf der Mediascher Synode von 1561, auch zwei Vertreter des Bogeschdorfer Kapitels anwesend waren, um die Bekenntnisschrift des Bischofs Mathias Hebler (1556 – 1571) „Brevis Confessio“ (Kurzes Bekenntnis über das Herrenmahl) zu unterschreiben. Es waren die beiden evangelischen Pfarrer aus Bogeschdorf und Belleschdorf. Als dann 1566 auf dem Konvent in Kirtsch die Kapitelstatuten festgelegt wurden, sind sämtliche Pfarrer des Bogeschdorfer Kapitels zur Reformation bereits übergetreten (Fr. Marienburg S. 63). Demnach kann man annehmen, dass das Jahr 1566 als Abschluss der Reformation in diesem Landkapitel gewertet werden kann. Diese kirchliche Einteilung der sächsischen Gemeinden in Kapitel bestand bis 1861, als eine neue Kirchenverfassung Leben und Verwaltung der Evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen (den siebenbürgische Landesteilen Ungarns) neu ordnete.

Gemeinden des Bogeschdorfer Landkapitels nach der ersten urkundlichen Nennung Dr. August Schuller

Aufgrund der neuen Kirchenverfassung von 1861 wurde dann die Gesamtkirche in 10 Kirchenbezirke eingeteilt. Diese Einteilung hatte bis 1920 Bestand. Denn nach dem 1. Weltkrieg wurden auch andere evangelische Kirchenverbände an unsere Kirche angeschlossen: aus Altrumänien, der Bukowina und Bessarabien. Der Bischofssitz, der 1572 nach BIRTHÄLM verlegt wurde, wurde 1867 wieder nach Hermannstadt verlegt.



Die Kirchengemeinde Pruden wurde also aufgrund der Neureglung 1861 zunächst dem Mediascher Kirchenbezirk zugeordnet, der 36 Gemeinden umfasste. Als dann 1872 der Mediascher Kirchenbezirk neu abgegrenzt wurde, fiel Pruden an den Kirchenbezirk Schäßburg, der 33 Gemeinden zählte. Im Zuge der Verwaltungsreform von 1876, dem Jahr, da die sächsische Selbstverwaltung aufgelöst wurde, wurde auch das Kokelburger Komitat neu gestaltet. Dabei erhielt es einen neuen Namen: Kleinkokler Komitat und auch einen neuen Vorort: Sanktmartin (Tirnaveni). Als 1968, unter kommunistischer Herrschaft, eine territoriale Neuaufteilung Rumäniens in "Kreise" (Jude-te) erfolgte, wurde Pruden vorübergehend an Mediasch angeschlossen. Jedoch später kamen Halwelagen und Pruden wieder in die Gemeinschaft des Schäßburger Kirchenbezirkes zurück.

Die Kirchengemeinde Pruden in Zahlen

Nach der großen Pestepidemie von 1350 und den einsetzenden Türkeneinfällen, vollzog sich in der Bevölkerung des Kokelburger Komitates eine ethnische Wandlung.

Ab 1350 nahm hier der rumänische Bevölkerungsteil zu. Anhand eines Zehntregisters (Weber, Zugänge zur Gemeinde, Karte 2, Seite 368) wurde ermittelt, dass in Pruden zwischen 1586/87 32 sächsische Familien lebten.

1733 leben und wohnen in Pruden auch 8 rumänische Familien (a.a.O. Karte 3 : siehe

Abbildung). Pruden ist demnach schon ein ethnisch gemischter Ort.

1766 setzt sich die Gemeindegliederzahl des Dorfes aus 303 evangelischen Sachsen und 79 Rumänen, die zur griechisch-orthodoxen Kirche gehörten. (Karte 8: siehe Abbildung).

Im Jahre 1765 fand „auf nachdrucksamsten Befehl unseres Herrn Superintendenten“ (Bischofs) nach „genauester Untersuchung“ eine Zählung in der Evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen statt. Der damalige Bischof, der von Birthälms aus die Zählung anordnete, hieß Georg Jeremias Haner (1759 – 1777). Dem Statistischen Jahrbuch der Evangelischen Kirche, dritter Jahrgang, Hermannstadt 1870, Seite VIII/11 (Bogeschdorfer Kapitel) entnehmen wir für Pruden folgende Daten:



69 Hausväter und 69 Hausmütter

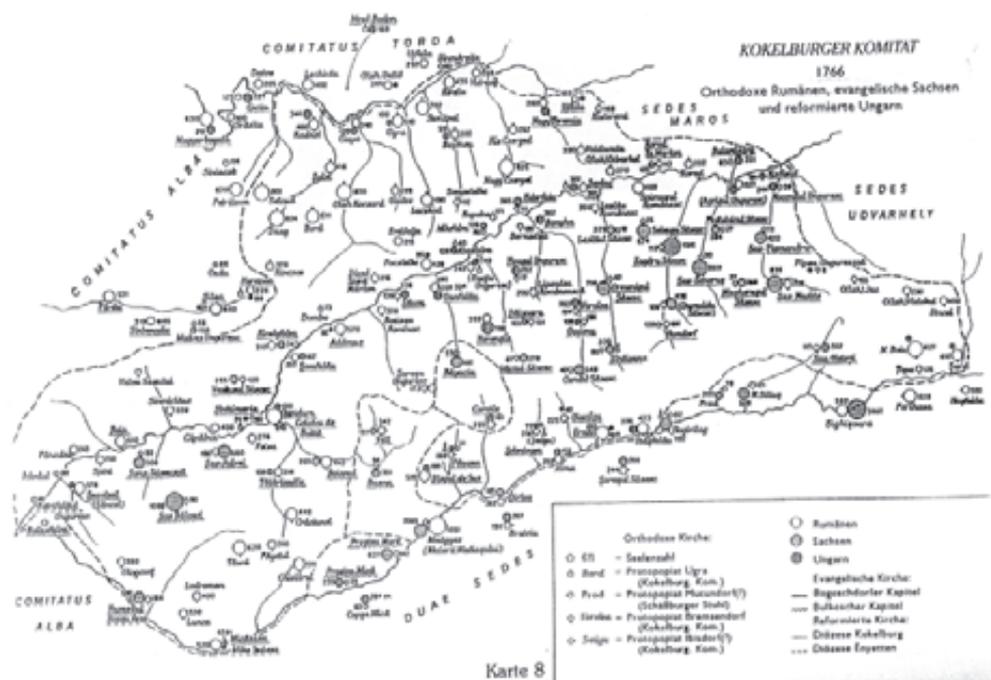
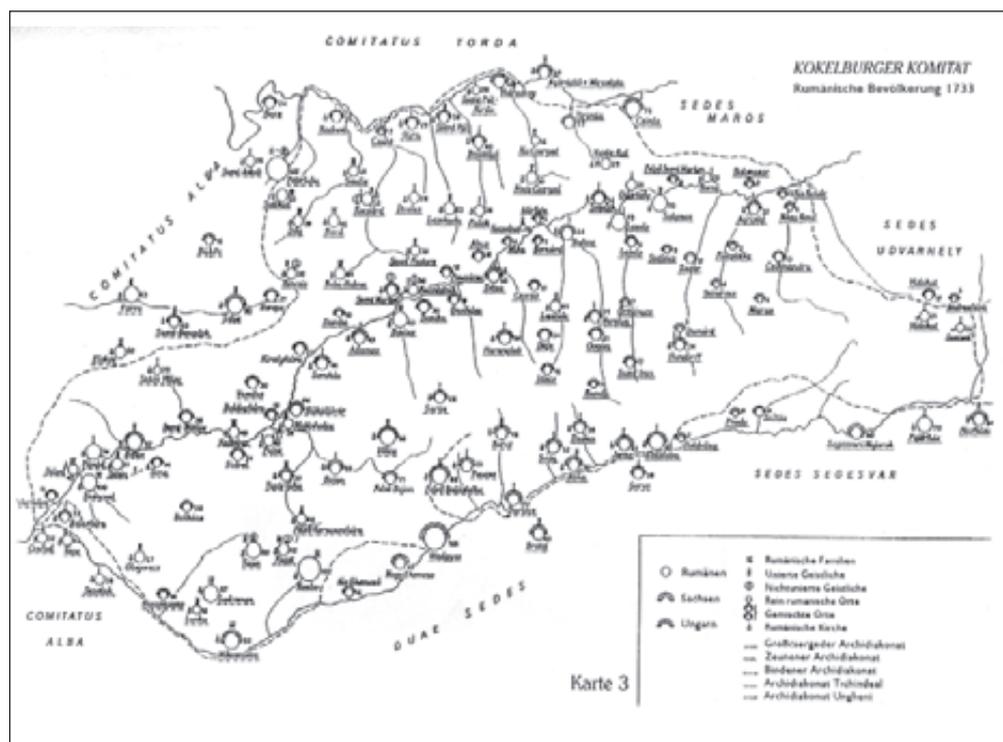
4 Witwer und 13 Witwen.

Arbeitende (dienende) Kinder: 6 Kinder : 135

Ledige oder Zugezogene: 6 männliche und 1 weibliche Person, zusammen 7.

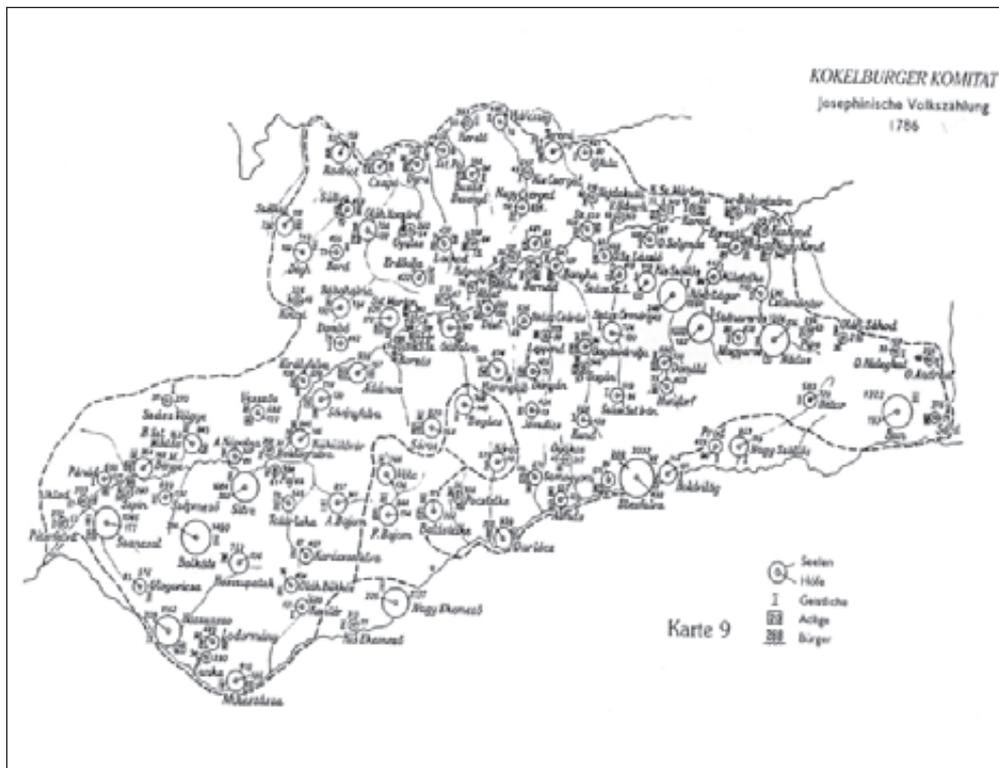
Die evangelische Gemeinde setzte sich demzufolge aus 303 Gemeindegliedern zusammen.

Die Josefinische Volkszählung (unter dem Habsburger Kaiser Josef II (1780 – 90) von 1786 weist für Pruden 96 Höfe aus, auf denen 429 Personen leben und arbeiten



(1832 – 35 zählte Pruden 425 evangelische Gemeindeglieder und 57 rumänische, d. h. griechisch-katholische Christen (Karte 10: siehe Abbildung). Inzwischen hatte eine konfessionelle Differenzierung unter den Rumänen in Siebenbürgen stattgefunden. In Blasendorf, der Stadt am Zusammenfluss der beiden Kokeln, war das dominierende Zentrum der Rumänen entstanden, die sich mit der Westkirche (Rom) unierten hatten.

(Karte 9: siehe Abbildung).



Man nannte sie auch „die Unierten“. Viele rumänisch–orthodoxe Gemeinden traten im Zuge dieser Bewegung zum griechisch-katholischen Glauben über. So auch in Pruden. Im Statistischen Schematismus der Evangelischen Kirche von 1851 werden für Pruden ausgewiesen:

Ortspfarrer: Johann Nussbaumer.

Seelenzahl der Geschlechter zusammen: 498

Pfarrgehilfe: Johann Keul, gleichzeitig auch Lehrer der männlichen Jugend.

Anzahl der Schüler: 52

Lehrer für die weibliche Jugend: Johann Schuster.

Anzahl der Schülerinnen: 41

Für das Jahr 1869 besitzen wir dann noch genauere Daten (Statistisches Jahrbuch 1870, S. 63):

| | | | | |
|----------------------|------|-------------------------|---|-------------------------|
| Geborene: | 31 m | 38 w | = | 69 ehelich geboren |
| Lebend geb.: | 25 m | 32 w | = | 57 ehelich geboren |
| Totgeb.: | 6 m | 3 w | = | 9 |
| Gestorbene: | 37 m | 31 w | = | 68 |
| Darunter | 14 m | 9 w | = | 23 unter 5 Jahre alt |
| Getraute Paare : | 21 | | | |
| Schülerzahl: | 37 m | 27 w | = | 64 |
| Darunter | - | 1 w | = | 1 griechisch katholisch |
| Pfarrer: Johann Keul | | Kurator: Andreas Keul | | |
| Prediger: Lukas Keul | | | | |
| Rektor: Michael Zenn | | 2. Lehrer: der Prediger | | |

Am 31. Dezember 1883 zählte die Kirchengemeinde 442 Gemeindeglieder. In 118 Jahren, von 1765 – 1883 hatte die Gemeinde um 139 Seelen zugenommen. Das sind 45,9 %. Für diesen Zeitabschnitt bedeutet dies eine jährliche Zunahme von 0,39 %. (Oskar von Meltzel, Statistik der sächsischen Landbevölkerung, Hermannstadt 1886, Tabelle I, S. 2).

1880 betrug die Gesamtzahl der in Pruden lebenden Personen 515: davon waren 422 evangelisch, 93 Rumänen gehörten zur griechisch-katholischen Kirche (Oskar v. M. Tabelle II S. 10).

1940 setzte sich die Gesamtbevölkerung aus 491 evangelischen Gemeindegliedern und 135 Nichtevang. Personen zusammen. 80 evangelische Schulkinder wurden von zwei Lehrkräften unterrichtet: Rektor Rudolf Höhr und Suppl. Wilhelm Roth (Stat. Jahrbuch der evangelischen Landeskirche, 14. Jahrg., 1941).

Nach dem Zweiten Weltkrieg: Einbrüche, Abbrüche und Aufbrüche

Der Zusammenbruch im Jahre 1944 und die damit im Zusammenhang stehenden unheilvollen Abbrüche und Einbrüche der Nachkriegsjahre, wie Deportation und Agrarreform, zogen abgelegene Gemeinden, wie Pruden eine war, stärker in Mitleidenschaft als stadtnahe Gemeinden. Viele Familien und Einzelpersonen suchten in nahegelegenen Städten sowie in der aufstrebenden Industrie eine neue Beschäftigung und bauten sich somit dort auch eine neue Existenz auf. Das trug andererseits zur Schrumpfung der Kirchengemeinde bei. Die evangelische Gemeindegliederzahl nahm zunehmend ab.

Als ich 1978 als Bezirksdechant den Kirchenbezirk Schäßburg übernahm, wies Pruden auf dem Papier für das Jahr 1977 109 evangelische Gemeindeglieder auf. In der Folgezeit sank die Seelenzahl kontinuierlich:

| | | | | | |
|------|-----|-----------------|------|----|-----------------|
| 1978 | 103 | Gemeindeglieder | 1979 | 92 | Gemeindeglieder |
| 1980 | 80 | Gemeindeglieder | 1981 | 79 | Gemeindeglieder |
| 1982 | 79 | Gemeindeglieder | 1983 | 79 | Gemeindeglieder |
| 1984 | 80 | Gemeindeglieder | 1985 | 74 | Gemeindeglieder |

| | | | | | |
|------|----|-----------------|------|----|-----------------|
| 1986 | 56 | Gemeindeglieder | 1987 | 55 | Gemeindeglieder |
| 1988 | 45 | Gemeindeglieder | 1989 | 37 | Gemeindeglieder |
| 1990 | 4 | Gemeindeglieder | | | |

Die jährlich sich verändernden evangelischen Gemeindegliederzahlen der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg stehen nicht nur für ein politisches System, das Menschen kaltherzig entwurzelte, sondern auch für Menschenleben und Lebensschicksale, die nach 1945 einen harten Daseinskampf zu führen sich anschickten. Die Umgestaltung des Landes durch die Diktatur der alleinherrschenden kommunistischen Partei traf die überwiegend bäuerlich geprägte siebenbürgisch-sächsische Bevölkerung sehr hart. Die Landbevölkerung hatte durch die Agrarreform ihre bisherige wirtschaftliche Lebensgrundlage verloren, was einer Entwurzelung gleichkam. Diese tiefgreifende wirtschaftliche und kulturelle Veränderung wirkte sich auf die Sozialstruktur der sächsischen Dörfer stark aus. Auch in Pruden.

Im Jahre 1948 wurden dann Kirche und Schule getrennt, ebenso Staat und Kirche. Diese Trennung bedeutete für die Kirche eine starke Eingrenzung ihrer bisherigen Tätigkeit. Nach sowjetischem Muster wurde die Kirche auf den Kultus, den Gottesdienst zurückgedrängt, der nach außen keinerlei Wirkung haben durfte. Die Öffentlichkeit stand allein der Partei zu. Im gesellschaftlichen Leben des Dorfes wurde die Ideologie der kommunistischen Partei dominant und vorherrschend. Das Schulwesen wurde neu



*Gottesdienst im Pfarrhaus 7. Mai 1989, v.l. Dagmar Geddert
Pf. Johann Menning, Regina Botschner, Regina Seiler und Georg Botschner*

strukturiert. Die christliche Sozialisation der Kinder (Katechese und Konfirmandenunterricht) durfte nur samstags und sonntags durchgeführt werden, wobei auf die schulischen Verpflichtungen der Kinder Rücksicht zu nehmen war, was zu vielen Konflikten mit den Schulen führte.

Das nachbarschaftlich gegliederte Leben bekam Risse, da viele Familien das Dorf verließen. Das ererbte Brauchtum, bisher eine Stütze des gemeinschaftlich geprägten Lebens, veränderte sich und auch die Menschen. Die bisher geschlossene Dorfgemeinschaft zeigte durch die anhaltende Abwanderungsbewegung Risse. Weil die Altersstruktur des Dorfes sich veränderte, konnte man Auflösungserscheinungen wahrnehmen.

Solange die Kirchengemeinde die 300 - Seelengrenze nicht unterschritt, hatte sie kirchenordnungsgemäß das Recht, einen eigenen Pfarrer zu haben. Insoweit war man bestrebt, diese Grenze, zumindest auf dem Papier (Statistische Jahresberichte) zu halten. Man wohnte sonst wo, optierte aber für die Herkunftsgemeinde, für die man dann auch den Kirchenbeitrag entrichtete, zumal man zu den christlichen Hauptfesten, wenn möglich, „nach Hause“ fuhr. Der tief eingelebte Jahreszyklus großer Feste und Feiertage bestimmte das kirchliche Leben und Verhalten der Gemeindeglieder. Andererseits waren es die Feiern und Feste an den Knotenpunkten des Lebens (Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung), welche die in der Zerstreung lebenden Menschen immer wieder zusammen brachte, Gemeinschaft erfahren ließ sowie identitätsstiftend sich auswirkte.

Zu meinen Aufgaben als Bezirksdechant gehörte auch die Visitation der Gemeinden. So führte ich am 26./27. Mai 1979 in Halvelagen und Pruden eine Spezialkirchenvisitation durch. Pruden gehörte seit 1972 als Tochtergemeinde zu Halvelagen und war durch den zuständigen Kirchenrat vertreten. Von den 104 ausgewiesenen Gemeindegliedern lebten 80 in der Gemeinde. Die 1904 eingeweihte Gustav–Adolf Kirche machte damals einen gepflegten Eindruck, weil die kleine Gemeinde zu ihrer Kirche stand. Es war ein heller, schöner Raum mit guten Sitzbänken. Allerdings viel zu groß für die schrumpfende Gemeinde. Dies war auch ein Grund dafür, weshalb die Gemeinde im Winterhalbjahr ihre Gottesdienste in einen dafür hergerichteten Raum im Pfarrhaus feierte. Das obere Hauptbild des aus 1781 stammenden Altars war durch ein Bild des Siebenbürgischen Künstlers A. Coulin ersetzt worden.

Laut Aussage des zuständigen Pfarrers fand im Sommer 1978 die letzte Konfirmation statt. Da die Gemeinde völlig überaltert war, fanden auch keine Kindstauen mehr statt. Die einzigen kirchlichen Amtshandlungen, die noch vorgenommen bzw. gefeiert wurden, waren Beerdigungen. Natürlich hatte die kleine Gemeinde auch Sorgen: Renovierungsarbeiten am Kirchdach, vor allen Dingen mussten komplizierte Dachdeckerarbeiten durchgeführt werden. Dafür waren 15.000- Lei veranschlagt worden. Die Kirche musste dringend vor eindringender Feuchtigkeit geschützt werden. Das leer stehende Pfarrhaus besaß 6 Räume. Ein Raum war als Gottesdienstraum ausgesondert und hergerichtet worden. Der Pfarrgarten wurde an Gemeindeglieder verpachtet. Der große Friedhof war umfriedet, ein Teil davon, aus 6 Grabreihen bestehend, sah gepflegt aus. Die politische Wende 1989/90 sowie der Exodus der Sachsen führten dazu, dass der Kirchengemeinde das Recht auf Selbstverwaltung abgesprochen werden musste. Die Vermögens- und Finanzverwaltung sowie die Sorge für das Archiv und für die Kanzlei

der Kirchengemeinde Pruden wurde mit Erlass Z. 1252-V/1990 durch das Landeskonsistorium in Hermannstadt dem Evangelischen Bezirkskonsistorium in Schäßburg übertragen. Letzteres sollte künftig alle aufgrund der Kirchenordnung und der kirchlichen Regelungen in den Wirkungskreis des Kirchenrates fallende Angelegenheiten dieser Kirchengemeinde wahrnehmen. Die Absprechung des Rechtes auf Selbstverwaltung erfolgte auf Antrag des Evangelischen Bezirkskonsistoriums in Schäßburg, Z.211/1990 vom 29. Juni 1990 in der Sitzung des Landeskonsistoriums vom 12. Juli 1990. Das gesamte bewegliche und unbewegliche Vermögen der Evangelischen Gemeinde Pruden wurde aufgrund eines Protokolls vom Evangelischen Bezirkskonsistorium Schäßburg zur weiteren Verwaltung übernommen. Für die Führung und Verwaltung der Kirchenmatrikel zeichnet das Bezirkskonsistorium verantwortlich, ebenso für alle künftigen Einnahmen und Ausgaben der Kirchengemeinde.



Kanzel, Altar und Taufbecken

Die bisherigen Karten des Kokelburger Komitates stammen aus: Paul Binder und Renate Weber, Der Kokelburger Komitat S.367 ff in „Zugänge zur Gemeinde“ hg. von Georg und Renate Weber, Böhlau Verlag Köln Weimar Wien 2000, Studia Transylvanica Band 24.

Vasa Sacra: Heilige Gefäße

Als Martin Luther am 5. Oktober 1544 die Schlosskirche in Torgau einweihte, sagte er in seiner Predigt, im Blick auf den Gottesdienst, der hier gefeiert wurde, „ dass nichts anderes darin geschehe, dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges

Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“. Mit diesem Satz beschrieb M. Luther kurz und prägnant das Wesen des Evangelischen Gottesdienstes: Gott spricht zu uns durch sein Wort und Sakrament und wir antworten darauf mit unseren Liedern und Gebeten. Für den Gottesdienst wird von der Gemeinde ein besonderes Haus (Kirche) gebaut und aus-sondert und unter Gottes Wort und Gebet geweiht, gesegnet und in Dienst genommen. Ebenso werden für die Feier des Gottesdienstes, neben der Bibel (Heilige Schrift) und dem Gesangbuch auch besondere liturgische Gefäße (Vasa sacra) für den unmittelbaren Gebrauch in Anspruch genommen. Auch sie werden vor dem Gebrauch, im Gottesdienst geweiht und in Dienst genommen.

Zu den heiligen Gefäßen gehört der „**Taufstein**“ mit der **Taufschale**. Das mit dem äußeren Zeichen des Wassers vollzogene Sakrament Taufe, durch das ein Menschenkind in die christliche Kirche aufgenommen wird, wird aufgrund des Taufbefehls Christi vollzogen (Mt. 28,19ff).

Zu den Heiligen Gefäßen gehören für die **Feier des Heiligen Abendmahles**:

- **Der Kelch** für den Abendmahlswein.
- **Die Patene** für das Brot („Himmelsbrot“).
- **Das Ziborium** dient als Behälter zur Aufbewahrung des „Brottes“.
- **Die Kanne** ist für den Abendmahlswein bestimmt.

Diese Vasa Sacra wurden auf dem Pfarrhof, im Dienstzimmer des Pfarrers, in einem verschließbaren Schrank, aufbewahrt. Wenn im Hauptgottesdienst auch das Heilige Abendmahl gefeiert wurde, gehörte es zu den geistlichen Aufgaben der beiden Kirchenväter der jeweiligen Gemeinde, die Vasa Sacra sowie Brot („Himmelsbrot“) und Wein, für diese Feier vorzubereiten. In Kirchentracht kamen beide auf den Pfarrhof, holten die Geräte ab und stellten sie auf den Altartisch, um unmittelbar vor der Abendmahlsfeier, den Tisch vorzubereiten und die beiden Altarkerzen anzuzünden. Nach der Abendmahlsfeier gehörte es ebenso zum Aufgabenbereich der Kirchenväter, die Abendmahlsgeräte zu reinigen, die Kerzen zu löschen und mit den Abendmahlelementen (Brot und Wein) „in geziemender Ehrfurcht“ (Ph. Melancthon) umzugehen. Die Vasa Sacra kamen dann, nach der Übergabe im Dienstzimmer, wieder unter Verschluss.

Fotos: Laszlo Dudas



Abendmahlkelch, Silber teilweise vergoldet 17. Jh.



Patene, Silber vergoldet / 1645



Ziborium, Holzdeckel fehlt



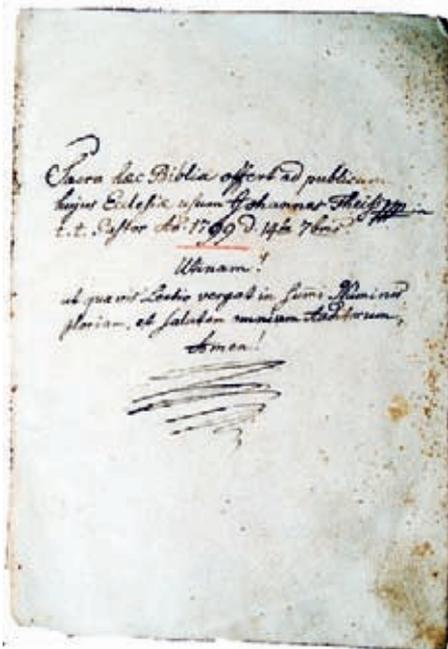
Kanne, Metall, Zinn 18. Jh.



▲ Die Bibel Foto: Laszlo Dudas ▼



Die Bibel Foto: Laszlo Dudas



Leuchtert Foto: Dr. Wolfgang Theilemann

Immer wieder wurde im Laufe der Jahre daran erinnert, diese Geräte „ihrer Bestimmung gemäß zu benützen und vor jeglichem Missbrauch zu bewahren“ (Johann Fabini, Recht und Brauch, Hermannstadt 1882, Seite 107).

Die Kirchengemeinde Pruden besass laut „Auszug aus dem Objektkatalog des LKM/Hermannstadt“ vom 17. 07. 2008 folgende Objekte, die dort aufbewahrt werden:

- Kelch: Hersteller (Künstler) unbekannt, 17. Jahrhundert, Silber, teilweise vergoldet
- Kelch: Hersteller (Künstler) unbekannt, 1912, Silber, teilweise vergoldet, Inschrift: „Gewidmet von Sara Botschner, Pruden am 4. April 1912“, gut erhalten.
- Ziborium: Hersteller unbekannt, ebenso Herstellungsjahr, Holz, Deckel fehlt, mäßig erhalten.
- Ziborium: Hersteller unbekannt, ebenso Herstellungsjahr, Holz, flacher Deckel, der Erhaltungszustand ist schlecht.
- Patene: Hersteller (Künstler) unbekannt, 1645, Silber, vergoldet, der Erhaltungszustand ist mäßig, auf der Unterseite befindet sich eine Inschrift. Das Meisterzeichen „SI“ kann man dem Schäßburger Goldschmied Stephanus Jüngling zuordnen.
- Kanne: Hersteller (Künstler) unbekannt, 18. Jh., Metall, Zinn, auf der Standfläche befindet sich ein eingraviertes „N“, gut erhalten.
- Kanne: Hersteller (Künstler) unbekannt, 18. Jh., Metall, Zinn, der Erhaltungszustand ist mäßig.
- Kanne: Hersteller (Künstler) unbekannt, 18. Jh., Metall, Zinn, Erhaltungszustand gut bis mäßig.
- Patene: Hersteller (Künstler) unbekannt, 1912, Metall, Silber. Inschrift auf der Standfläche: „gewidmet von Sara Botschner am 4. April 1912), gut erhalten.

Beenden möchte ich dieses Kapitel, das so existentielle Fragen des christlichen Glaubens, wie Taufe und Heiliges Abendmahl benennt, mit einem Text, den der Pfarrer und Märtyrer Dietrich Bonhoeffer (am 9. April 1945 von den Nazis im KZ Flossenbürg erhängt), im Juni 1944 im Gefängnis verfasst hat:

Wer bin ich?

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?

Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?

Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig;

Ringend nach Lebensatmen, als würgte mir einer die Kehle,

hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,

dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,

zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,

umgetrieben vom Warten auf große Dinge,

ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,

müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,

matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?

Wer bin ich
Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, dein bin ich, o Gott.

Durch die **Heilige Taufe** werde ich Glied der christlichen Gemeinde. Sie schenkt mir die Möglichkeit, mich jeden Tag von neuem dessen zu vergewissern, wem und wohin ich gehöre. Gott spricht durch Jesus Christus in der Taufe: **ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist Mein. (Jesaja 43,1)**. Im Gesangbuch unserer siebenbürgischen Heimatkirche stehen diese Liedverse zur Taufe:

Ich bin getauft, ich steh im Bunde durch meine Tauf mit meinem Gott!
So sprech ich stets mit frohem Munde in Kreuz, in Trübsal, Angst und Not.
Ich bin getauft, des freu ich mich; die Freude bleibet ewiglich.

Ich bin getauft, ich bin geschrieben auch in das Buch des Lebens ein.
Nun wird mein Vater mich ja lieben und seinem Kinde gnädig sein.
Es ist mein Name Gott bekannt und eingepägt in seine Hand. (Nr. 157)

Auf dem Weg durchs Leben, durch gute und böse, kranke und gesunde Tage, benötigen wir Menschen immer wieder Kraft, Stärkung und Vergebung. Denn wir Menschen leben nicht nur vom Brot allein. **Jesus Christus sagt: ICH bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten (Johannesevangelium 6, 43).**

Für den Schluss der Abendmahlsfeier wurde im Heimatgesangbuch u. a. auch dieses Lied vorgesehen (Nr. 185):

Im Frieden dein, o Herre mein, lass ziehn mich meine Straßen.
Wie mir dein Mund gegeben kund, schenkst Gnad du ohne Maßen,
hast mein Gesicht das selge Licht des Heilands schauen lassen.

Mir armem Gast bereitet hast, das reiche Mahl der Gnaden.
Das Lebensbrot stillt Hungers Not, heilt meiner Seele Schaden,
Ob solchem Gut jauchzt Sinn und Mut mit alln, die du geladen.

O Herr, verleih, dass Lieb und Treu, in dir uns all verbinden,
dass Hand und Mund zu jeder Stund dein Freundlichkeit verkünden
bis nach der Zeit den Platz bereit, an deinem Tisch wir finden.

Brühl, im November 2008

Dr. August Schuller

Jahresberichte der evangelischen Gemeinde A. B. in Pruden

| Pos. | Jahr | Selenzahl | Schulpfl. Kinder | Fortbildungsschule Pruden | Geburten | Sterbefälle | Taufen | Trauerungen | Konfirmanden | Burschenschaft | Schwesternschaft |
|------|------|-----------|------------------|---------------------------|----------|-------------|--------|-------------|--------------|----------------|------------------|
| 1 | 1897 | 487 | 68 | 29 | 19 | 16 | 19 | 7 | 5 | | |
| 2 | 1898 | 485 | 72 | 16 | 16 | 18 | 14 | 4 | 6 | | |
| 3 | 1899 | 492 | 75 | 19 | 16 | 12 | 16 | 5 | 8 | | |
| 4 | 1900 | 454 | 76 | 19 | 16 | 14 | 16 | 3 | 7 | | |
| 5 | 1901 | 459 | 87 | 18 | 13 | 8 | 12 | 1 | 6 | | |
| 6 | 1902 | 465 | 80 | 21 | 13 | 7 | 12 | 2 | 11 | | |
| 7 | 1903 | 473 | 80 | 18 | 12 | 4 | 11 | | 3 | | |
| 8 | 1904 | 476 | 79 | 17 | 10 | 7 | 9 | 2 | 10 | | |
| 9 | 1905 | 473 | 78 | 16 | 8 | 11 | 9 | 3 | 6 | | |
| 10 | 1906 | 476 | 79 | 25 | 13 | 10 | 12 | 3 | 5 | | |
| 11 | 1907 | 479 | 79 | 21 | 11 | 8 | 10 | 4 | 6 | | |
| 12 | 1908 | 468 | 78 | 25 | 13 | 17 | 12 | 4 | 11 | | |
| 13 | 1909 | 492 | 80 | 30 | 15 | 10 | 14 | 3 | 8 | | |
| 14 | 1910 | 510 | 88 | 29 | 17 | 9 | 14 | 4 | 10 | | |
| 15 | 1911 | 509 | 85 | 22 | 13 | 9 | 13 | 9 | 8 | | |
| 16 | 1912 | 507 | 96 | 27 | 9 | 7 | 10 | 4 | 9 | | |
| 17 | 1913 | 504 | 84 | 27 | 15 | 7 | 14 | | 7 | | |
| 18 | 1914 | 508 | 96 | 25 | 12 | 8 | 12 | 1 | 8 | | |
| 19 | 1915 | 503 | 88 | 26 | 10 | 15 | 9 | | 9 | | |
| 20 | 1916 | 494 | 86 | 36 | | 19 | 1 | | 15 | | |
| 21 | 1917 | 486 | 88 | 40 | 5 | 6 | 6 | | 11 | | |
| 22 | 1918 | 479 | 100 | 35 | 6 | 23 | 5 | 2 | 5 | | |
| 23 | 1919 | 494 | 89 | 35 | 16 | 8 | 14 | 7 | 13 | | |
| 24 | 1920 | 490 | 93 | 32 | 11 | 9 | 10 | 4 | 6 | | |
| 25 | 1921 | 484 | 83 | 59 | 13 | 17 | 13 | 11 | 11 | | |
| 26 | 1922 | 508 | 76 | 54 | 30 | 13 | 30 | 10 | 8 | | |
| 27 | 1923 | 505 | 64 | 48 | 14 | 10 | 14 | 2 | 6 | | |
| 28 | 1924 | 512 | 56 | | 19 | 10 | 19 | 4 | 12 | | |
| 29 | 1925 | 519 | 47 | 51 | 12 | 10 | 11 | 5 | 11 | | |

| Pos. | Jahr | Selenzahl | Schulpfl. Kinder | Fortbildungsschule Pruden | Geburten | Sterbefälle | Taufen | Trauungen | Konfirmanden | Burschenschaft | Schwesternschaft |
|-------------|-------------|------------------|-------------------------|----------------------------------|-----------------|--------------------|---------------|------------------|---------------------|-----------------------|-------------------------|
| 30 | 1926 | 517 | 52 | 21 | 14 | 14 | 14 | 7 | 6 | | |
| 31 | 1927 | 525 | 44 | 22 | 18 | 10 | 15 | 1 | 16 | | |
| 32 | 1928 | 535 | 64 | 16 | 13 | 5 | 22 | 2 | | | |
| 33 | 1929 | 514 | 59 | 25 | 10 | 11 | 10 | 4 | 16 | | |
| 34 | 1930 | 517 | 47 | 18 | 12 | 6 | 12 | 3 | | | |
| 35 | 1931 | 521 | 76 | 10 | 10 | 7 | 10 | 1 | 5 | | |
| 36 | 1932 | 534 | 73 | 12 | 23 | 11 | 23 | 5 | | | |
| 37 | 1933 | 515 | 93 | 7 | 5 | 11 | 10 | 2 | 3 | | |
| 38 | 1934 | 501 | 74 | 15 | 18 | 6 | 18 | 3 | 15 | | |
| 39 | 1935 | 510 | 103 | 6 | 15 | 9 | 15 | 2 | | | |
| 40 | 1936 | 503 | 86 | 8 | 11 | 19 | 11 | 1 | 12 | | |
| 41 | 1937 | 493 | 107 | 13 | 9 | 7 | 9 | 1 | 25 | | |
| 42 | 1938 | 485 | 106 | 30 | 11 | 13 | 11 | 4 | 6 | 53 | 30 |
| 43 | 1939 | 491 | 83 | 20 | 5 | 3 | 5 | 3 | 2 | 30 | 23 |
| 44 | 1940 | 481 | 93 | 33 | 8 | 13 | 8 | 5 | 23 | 57 | 32 |
| 45 | 1941 | 490 | 74 | 35 | 8 | 4 | 10 | | 2 | 58 | 34 |
| 46 | 1942 | 485 | | | 6 | 5 | 6 | 2 | 21 | | |

Volk und Kirche in Not
Randbemerkungen zu einem besondern Fall
Dr. August Schuller

Ein Ereignis, das sich im Jahre 1933 in Pruden zugetragen hat, soll in diesem Heimatbuch nicht unerwähnt bleiben, weil es nämlich ein deutliches Licht auf jene Jahre wirft, in welchen sich sächsisches Volk und evangelische Kirche in Siebenbürgen in einer handfesten inneren sowie äußeren Krise befanden.

Worum geht es? Dem Tagebuch meines Mentors aus Vikariatszeiten entnahm ich vor vielen Jahren folgende Notiz: „Am 23. August 1933 stirbt 27-jährig Lehrer Ernst Steiger aus Pruden, da er sich wegen Gehaltsrückständen und durch das sittliche Versagen von Ärzten nicht zeitgerecht operieren lassen konnte. Zu dem an Darmtyphus erkrankten Lehrer wollte ein Schäßburger Arzt nicht nach Pruden heraus kommen, bis nicht vorher das Honorar bezahlt wird. Der um den Arzt geschickte Wagen musste ohne Arzt zurückkommen. Schließlich wurde Steiger in das Spital nach Schäßburg gebracht, wo er ohne Bezahlung auch nicht operiert wurde, sodass er dort drei Tage liegen musste, während sich seine Schwester ergebnislos bemühte von der Gemeinde Pruden, die ihm viel Geld schuldete, Gehaltsrückstände zu erhalten. Schließlich wird Steiger in einem sächsischen Sanatorium operiert, doch es ist zu spät. Sein Tod ist eine Anklage gegen seine Gemeinde, der er redlich gedient hat.“ (Dr. Helmut Klima, Tagebuch I, Seite 98). Dieser aufwühlenden Notiz kann man heute ohne weiteres hinzufügen: Dieser Tod ist auch eine Anklage an die damalige Evangelische Kirche A. B. sowie die sächsische Volksgemeinschaft insgesamt, gleichsam ein Abbild innerer wie äußerer Zerrissenheit einer sich wandelnden Zeit und eines sich wandelnden Volkes.

Heute fragen wir mit einer gewissen Betroffenheit: Wie konnte das geschehen? Wir müssen uns den Hintergrund vergegenwärtigen, vor dem sich dieses tragische Ereignis abgespielt bzw. zugetragen hat. Nach dem 1. Weltkrieg war Siebenbürgen in das rumänische Königreich eingegliedert worden. An diese Tatsache hatte man damals zweifellos Hoffnungen geknüpft, zumal die rumänischen Versprechungen groß waren. Doch die bekannten Karlsburger Beschlüsse vom 1.12.1918 (vgl. E. Wagner, Quellen zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen 1976, Seite 264 ff) waren von der rumänischen Regierung aus Bukarest nicht umgesetzt worden. Vor allem das 1921 verabschiedete Bodenreformgesetz hatte für große Aufregung und Unzufriedenheit gesorgt. Es wurde zum Nachteil des sächsischen Gemeinwesens und zu Ungunsten der sächsischen Bauern durchgeführt. Rund 55 % des Gemeindebesitzes wurden damals enteignet, indem Wald- und Weideflächen den rumänischen Nachbarn zugewiesen wurden. Große Teile der Siebenrichterwälder wurden der Vermögensverwaltung der sächsischen Nationsuniversität zum Nachteil der sächsischen Institutionen (z. B. Schulen) entrissen, der Währungsumtausch war unter krasser Benachteiligung der sächsischen Sparer (zwei Kronen zu einem Leu) durchgeführt worden. Besonders nachteilig wirkte sich die Enteignung von mehr als der Hälfte des Grundbesitzes der Evangelischen Kirchengemeinden aus. Das hieß damals: die Kirchensteuer musste drastisch erhöht werden, denn Kirche und Schule mußten weiter bestehen. Die Kirchensteuer lag etwa in der Höhe der Staatssteuer. Unwille und Unzufriedenheit breiteten sich in der sächsischen Bevölkerung aus, denn die Belastung der einzelnen Familien in den Kirchengemeinden nahm drastisch zu. Die wirtschaftliche Not der Gemein-

den nahm zu, über 100 Kirchengemeinden konnten den Forderungen nicht mehr nachkommen.

Die sogenannte „Unzufriedenenbewegung“, die sich aus den gewachsenen Enttäuschungen am rumänischen Staat und der Evangelischen Kirche A.B. sowie der großen Wirtschaftsnot speiste, breitete sich in den Evangelischen Kirchengemeinden aus und richtete sich vor allem gegen Kirche und Pfarrer, die sich ja bekanntlich für den Anschluss an Rumänien ausgesprochen hatten. Dazu kam die Wirtschaftskrise jener Jahre. Da die sächsische Volkskirche als „äußere Form unserer Volksorganisation“ angesehen wurde (A. Schullerus), wuchs sich die Krise auch zu einer geistlichen Krise der Kirche aus. Die überlieferte und viel gerühmte Einheit von Kirche und Volk, die der Begriff „Volkskirche“ ja meinte, war gefährdet. Volk und Kirche befanden sich in jenen Jahren in großer Not (Dr. L. Binder). Was Jahrhunderte lang zusammen gehört hatte, bröckelte langsam auseinander. Bischof Dr. V. Glondys schrieb am Ende des Jahres 1933: „Das hinter uns liegende Jahr 1933 wurde als das wirtschaftlich schwierigste in der Reihe der letzten Jahre bezeichnet“ (H. Klima, a.a.O. Seite 118). Diese große wirtschaftliche Not traf, wegen großer Gehaltsrückständen, vor allem die Dorflehrer.

Auf dem 20. Siebenbürgischen Lehrertag, der vom 24. – 26. August 1933 in Mediasch unter dem Vorsitz des Obmannes des sächsischen Lehrerbundes Simon Schwarz stattfand und an dem etwa 350 Lehrer teilnahmen, sagte der Obmann: „Die Lage unseres Standes ist schlechter, sie ist geradezu verzweifelt geworden“. Der Bericht der „Kirchlichen Blätter“ der Evangelischen Landeskirche merkte an: „Zur Regelung der Gehaltsrückstände soll die Oberbehörde ersucht werden, überall die Zwangsmaßnahmen zur Selbsthilfe der Gemeinden zur Pflicht zu machen“ (Kirchliche Blätter. Sept. 1933, Seite 357). Ebenso merkte der „Großkokler Bote“, der in Schäßburg erschien, an: „O möchten doch recht viele Volksgenossen die Not der Lehrer erkennen und ihnen in ihrer schwer bedrängten Lage helfen, damit sie ihre hohe Erziehungsaufgabe zum Wohle unseres Volkes erfüllen können“ (Nr. 2854). Insoweit wollte der sächsische Lehrertag „die Müden ermuntern“. Denn „es ist ein Ehrenzeichen für den Lehrerstand, dass er trotz aller Not auf Wache und Posten steht“ (Kirchliche Blätter 1933/ Seite 356).

Als am 1. Oktober 1933 der 5. Sachsentag in der Hermannstädter Stadtpfarrkirche mit einem Festgottesdienst eröffnet wurde, nahm der damalige Bischofsvikar unserer Kirche, D. Friedrich Müller, in seiner Predigt, die sich auf Apostelgeschichte 17, 22 – 33 gründete, auch Bezug auf die innersächsische Gesamtlage, die, wie gezeigt, sehr angespannt war. Dabei wies er auch auf den tragischen Tod des Lehrers Ernst Steiger aus Pruden hin und sagte, dass sein Tod „eine Anklage gegen uns alle und ein Warnungszeichen“ (H. Klima Tagebuch I, Seite 103) ist. Gleichzeitig wies er auch auf die Entkirchlichung weiter Kreise im sächsischen Volke hin und sagte dann wörtlich:

„Was wir am Verhalten unseres Volkes zu seiner Volkskirche erleben, ist die besondere Art, wie bei uns die Christentumsfeindlichkeit sich äußert. Auch wir sind tief vergiftet von den Keimen der Gottwidrigkeit. Die Gleichgültigen, Widerstrebenden und Feindseligesinnten erringen in manchen Gemeinden das Übergewicht. Die Ichsucht bringt uns in jene Lage, dass einer nach dem andern im Dunkel des Nichthörenwollens nach der Kluft der Auflösung hindrängt. Paulus zeigt den Athenern, dass Gott die Völker schafft, damit sie Gott suchen, was auch für uns gilt. Noch mehr aber gilt für uns der Ruf, Buße zu tun. Die Athener spotteten über Paulus und dieser verließ sie. Bei Spott und Gleichgültigkeit wird es uns ähnlich gehen, denn es heißt: glaubt ihr nicht, so

bleibt ihr nicht. Im Unglauben lösen sich die Völker auf, im Glauben nicht. Darum handelt es sich, dass die Gleichgültigkeit und Widerstrebigkeit so vieler in unserem Volk gegen die Volkskirche klar den Glaubensverfall anzeigt. Wer für die Erneuerung unserer Volkskirche ringt, ringt für das Heil unseres Volkes, seiner Söhne und seiner Töchter“. Die Ereignisse um den tragischen Tod des Prudner Junglehrers Ernst Steiger stehen für diese oben beschriebene Krise. Sie sind ein Spiegelbild jener politisch und kirchlich so bewegten 30er Jahre des vergangenen 20. Jahrhunderts, die eine politisch verhängnisvolle Zeit einleiteten und nun der Vergangenheit angehören.

Ernst Steiger wurde am 24. August 1933 in Pruden beigesetzt. Sein früher Tod wurde von Pfarrer Daniel Salmen, dem damaligen Ortsgeistlichen, in dem Prudner Totenmatrikel schlicht vermerkt. Der Eintrag lautet: „Ernst Ferdinand Steiger, hiesiger Schullektor, geb. am 12. Mai 1906 in Hermannstadt, evang. A.B., ehelicher Sohn des Julius Ferdinand Steiger und dessen Ehefrau geb. Roth, hier wohnhaft“. Als Krankheit wird angeführt: „Vergiftung, Darmtyphus“. Der Totenschein vom 23. August 1933 lag vor (Seite 49).

Der Groß-Kokler Bote brachte unter Nr. 2853 vom 3. September 1933 dann diese Nachricht: „Ernst Steiger, Rektor in Pruden, starb am 23. August nach kurzer Krankheit im Alter von 27 Jahren. Die Eltern als Kind in einigen Tagen verloren, hat er früh die Härte des Lebens und des Alleinseins erfahren. Doch tapfer hat er den Kampf geführt, hat immer gesucht und weiter gestrebt – als Lehrer, als wertvolles Glied der Erneuerungsbewegung, als Mensch. Vor dem Sieg, vor der Erfüllung hat ihn der Tod hinweggenommen. Ehre seinem Andenken“.



Dr. August Schuller, ehemals Bezirksdechant in Schäßburg

Die Erinnerung fügt zusammen, was längst abgebrochen oder auch verloren gegangen ist. Das Land der Vergangenheit muss immer wieder erwandert werden, bis man aus der Gegenwart heraus eine Brücke in die Zukunft findet.

Zum Gedenken an Sofia Keul, Haus-Nr. 138

Geboren am 6. Juni 1854, gestorben 8. Februar 1940 in Pruden

„Der Alten Krone sind Kindeskinde, der Kinder Ehre sind ihre Väter.“

Das Geschehen in der Natur weist immer wieder darauf hin, dass nichts Irdisches auf Erden eine bleibende Stätte hat. Alles Ding währt seine Zeit. Auch der Mensch, der König der Erde, ist den ewigen Gefahren der Natur unterworfen. Er muss vergehen zu seiner Zeit, wie des Grases Blume. Wie flüchtig und vergänglich unser Leben, fühlen wir insbesondere in der Passionszeit, die uns an das Leiden und Sterben des Heilandes mahnt, der unseren Blick vom Vergänglichem der Erde hinlenken will auf Gottes ewiges Reich; der uns mahnt: Wir haben hier keine bleibende Rast, sondern die zukünftige suchen wir. Mit dem Eintritt in die Passions- und Leidenszeit ist auch bei uns Leid eingekehrt. Eine Familie unserer Gemeinde betrauert den Verlust und Heimgang eines lieben Menschen. Wir alle aber neigen uns in Ehrfurcht vor Gott, dem Herrn, der sich im Leben der ältesten Schwester unserer Gemeinde so herrlich offenbarte.

Es wird uns schwer, wenn ein Mensch in der Blüte seines Lebens gehen muss. Ja, selbst wo wir schon lange vorbereitet sind auf das Hinscheiden eines unserer Lieben, wie bei diesem Sterbefall, der einem Leben ein Ziel setzte, das durch Gottes Gnade fast 86 Jahre währte, selbst dann ist das Scheiden noch bitter und es scheint unserer Liebe, als habe der Tod zu früh angeklopft. Und in der Tat ist durch den Tod dieser hochbetagten Frau eine fühlbare Lücke in unserem Familienkreis gerissen, war sie doch der ganzen Familie ehrwürdiges Haupt, die geliebte Mutter und Großmutter, die verehrte Urgroßmutter, eine frohgemute Frau, ausgezeichnet durch Herzensgüte und reiche Gaben des Gemütes.

Wie dankbar hat sie Gottes Güte und Barmherzigkeit gepriesen, mit der sie der himmlische Vater getragen bis ins hohe Alter! Wie hat sie doch in Freud und Leid des Lebens empfunden: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen!“

Ihr Leben umfasst eine Zeitspanne von fast drei Menschenaltern. Was hat sich doch in dieser Zeit alles abgespielt: Fünf Jahre nach St. L. Roths Tod geboren, erlebte die sechzehnjährige das Jahr 1870/71, den Weltkrieg mit seinen Schrecken und die Erhebung Deutschlands im Jahre 1933! „Unser Leben währet 70 Jahre und wenn es hochkommt, so sind es 80 Jahre und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“, spricht der Psalmist.

Köstlich ist unser Leben, wenn es Mühe und Arbeit gewesen. Das dürfen wir auch von ihrem Leben sagen. Ihr wird nachgerühmt, dass sie ein sonniges, frohes Wesen hatte. Dies hielt sie im Gleichgewicht auch in den schwersten Tagen, die auch in ihrem Leben nicht fehlten. Ihr innerstes Wesen aber entsprang aus dem tiefen Glauben, dass wir als Gottes Kinder geborgen sind. An ihrer Lebensführung konnten die Kinder erleben, die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, dass sie wandeln und nicht matt werden.

Ein reiches Leben liegt vor uns abgeschlossen. Ein Leben, über das man die Worte setzen könnte: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein“. Geboren im Jahre 1854, 06. Juni, als eheliche Tochter des Georg Leitner und der Sofia, geb. Tatter, wuchs

sie im Elternhaus gemeinsam mit zwei Geschwistern auf. Im frühen Alter von 15 Jahren trat sie in den Ehestand mit Lukas Keul. Gott der Herr segnete ihren Bund: Er schenkte ihnen 7 Kinder (2 Söhne und 5 Töchter) von denen noch vier am Leben sind. Dem Tode eines 6-jährigen Mädchens folgt 7 Jahre später ein schwerer Schicksalsschlag. In rascher Aufeinanderfolge verlor sie einen 10-jährigen Knaben und ein blühendes Mädchen im Alter von 17 Jahren. Gott gab ihr Kraft, das Leid zu tragen und das Schwere zu überwinden. Mit umso größerer Liebe sorgte sie für die Lebenden. Ihre ganze Sorge und Liebe galt den Kindern. Darüber hinaus aber nahm sie mit ihrem Gatten lebendigen Anteil am Gemeindeleben. Das gastfreundliche Haus des langjährigen Organisten der Gemeinde, war weithin bekannt. Als Diener der Kirchengemeinde pflegte er den herzlichen Verkehr mit den Angestellten und Lehrern der Gemeinde. Als friedliebende Eheleute, denen Zwistigkeiten fern lag, waren sie beliebt und geschätzt von Jedermann. Es fiel der Verewigten auch schwer von ihrem Gatten zu scheiden, 45 Jahre gemeinsamen Lebens hatte sie miteinander verbunden, als 1914 der Herr, ihren Gatten im Alter von 69 Jahren abrief. Wenn es ihr auch schwerfiel – sie hat ihr Schicksal in Geduld ferner getragen. Die 26 Jahre ihres Witwenstandes sehen sie im Dienst ihrer Enkel und Urenkel.

Das Glück ihrer Kinder war ihr Glück. Der Schmerz ihrer Kinder, ihr Schmerz. Wenn irgendwo, so darf hier mit Recht das Wort Anwendung finden: „Der Alten Krone sind Kindeskindern“. Ist es nicht Gottes Gnade, wenn an ihrem Grabe mit den vier Kindern, den Schwiegersöhnen und Töchtern, 14 Enkel und 21 Urenkel trauern? Ja, an diesem Leben hat sich erfüllt: „der Alten Krone sind Kindeskindern“, aber ebenso auch das andere Wort: „Der Kinder Ehre sind ihre Väter“, das wussten ihre Kinder. Als sie das Alter niederzwang fanden sie bei ihnen Aufnahme und liebevolle Pflege. Besonders Freude empfand sie darüber, dass eine ihrer Töchter, Elisabeth, die fern von der Heimat in Amerika weilt, der Mutter nicht vergaß. Wie freute sie sich über ihren Besuch und das Wiedersehen! Und als sie wieder in die Ferne, waren es weniger die geldlichen Unterstützungen, als die Kindesliebe, die sich darin ausdrückte und ihr Herz freudig besorgte, die Liebe, die sie über Länder und Meere für weg mit ihrer lieben Mutter verband. Wie sehnte sich ihr Herz nach ihrem Kind, als sie ihr Ende kommen fühlte! Wie gerne hätte sie noch einmal alle um sich gesehen! Nun hat sie Gott erlöst und zu sich genommen. Es ist schwer zu trösten, wo man selber von Schmerz erfüllt, um den Tod eines blühenden Menschenlebens trauert. Um unseres Glaubens Willen, bitten wir euch: Ihr sollt nicht trauern und zagen wie die Heiden die keine Hoffnung haben, denn der Herr hat sie erlöst von den Leiden dieser Erde und zu sich genommen: Ihr ist wohl. An diesem Grabe muss alle Klage verstummen. Vielmehr erhebt eure Herzen zum Dank gegen Gott: Dank dafür, dass er sie Euch schenkte; Dank für all die Liebe und Güte, die ihr von der Verewigten empfangen. In diesem Sinne wollet Euch vor Gottes Allmacht, dessen Gnade über diesem Leben stand, in Ehrfurcht beugen und dankbar sprechen: „Lobe den Herrn, meine Seele und vergiss nicht, was er dir gutes getan“. Ja, vergesst nicht, was auch Eure Mutter Gutes getan und werdet nicht müde, ihre Liebe auf eure Kinder weiter zu pflanzen! Seid eingedenk, was Gottes Gnade an ihr getan! An diesem Leben hat sich in Wahrheit erfüllt:

„Der Alten Krone sind Kindeskindern, der Kinder Ehre sind Ihre Väter.“

Amen.

Pfarrer Hans Depner

Zum Gedenken an Hans Keul

Hans Keul (der Melner) war einer der führenden Landwirte im Kokeltal. Für die Pferdezucht holte er sich Traber aus Bessarabien. Englische Vollblut wurden vom Binder Bub gekauft. Für die Viehzucht wurde 1930 die teuerste und beste Milchkuh auf der Landwirtschafts-Ausstellung gekauft. 1931 wurden die ersten Silo Türme von ihm gebaut. Der bis dahin nicht bekannte weiße Mais (Silo - Mais), kam zum Anbau. Die neuesten Weizensorten, wie z.B." Baiernkönigin," wurde von ihm zuerst und eigenhändig angebaut. Neue Obstsorten, - (Halbstamm) - wurden aus Tirol importiert und angepflanzt. Jeweils die neuesten landwirtschaftlichen Maschinen kamen zum Einsatz. Marktanpassung wurde praktiziert. Ochsenmast und Export nach Österreich wurde von 1928 - 1934 betrieben, anschließend Schweinemast und Export. Auf den brachliegenden Feldern (3-Felder Wirtschaft) wurde eine Schafherde gehalten (Merino- und Milchschafe). Die Weinanbauflächen wurden vergrößert. Brachliegende Flächen wurden gekauft und rygolt, neue Weinberge angelegt. Neue Weinsorten kamen zum Anbau. Peranospera Bekämpfung wurde verbessert und durchgeführt. Auf Grund der Erfolge im eigenen Betrieb wurde er Vorbild und Anreiz für die Anderen. So entwickelte sich Pruden in der Zeit seiner Tätigkeit als Bürgermeister (Hann), Kurator, Kirchenvater, Raiffeisen-Vorsitzender, zu einer gesunden, fortschrittlichen Gemeinde. Straßenbau, Brückenbau, Bachregulierungen, Kirche- und Schulhausrenovierung wurde in Gemeinschaftsarbeit durchgeführt.

In den Kriegsjahren und der Zeit der Verschleppung der arbeitsfähigen Männer und Frauen nach Russland, half er den betroffenen Familien. Jeder fand bei ihm Gehör, für jeden hatte er Zeit. Jedem, der bei ihm Hilfe suchte, wurde geholfen. Sein Wissen und seine Schaffenskraft wurde von den Kommunisten so hoch eingeschätzt, daß sie ihn, nachdem sie ihn 1954 enteignet hatten, 1964 baten, die Mühle und die 3 Höfe wieder zu übernehmen und instand zu setzen. Mit 64 Jahren bewältigte er diese Aufgabe von Neuem.

Hans Keul übergab, 71jährig, bei seiner Ausreise in die BRD einen funktionierenden Betrieb.

Stationen eines Lebens

Hans Keul

| | |
|-------------|-------------------------------------|
| Geboren | 07. Sept. 1900 in Pruden |
| Eltern | Johann und Elisabeth, geb. Schuller |
| Geschwister | eine Schwester – Frieda |
| Schulen | Volksschule in Pruden |
| | Volksschule in Birthälm |

Landwirtschaftsschule in Mediasch

Weinbaupraktikum bei Ambrosi

- 1912 Tod des Vaters
- 1919 Tod der Mutter
- 1924 Tod der Schwester
- 1921 Eheschließung mit Katharina, geb. Keul

Kinder:

Hans geb. 14.08.1922

Lukas O. geb. 21.12.1931

Karl geb. 28.09.1936

- 1924 – 1928 Ausbau des Hofes Nr. 5
- 1928 – 1938 Landzukauf ca. 20 Joch in Elisabethstadt und Pruden
- 1928 Schnapsbrennerei wird errichtet und bis 1944 weitergeführt
- 1928 – 1938 Aufbau: Rinder- und Pferdezucht
Maschinelle Modernisierung der Landwirtschaft
- 1938 Molkerei – Milchverwertung wird errichtet und bis 1944
weitergeführt
- 1939 Neubau einer Mühle und Betrieb bis 1954 und von 1965–71
- 1941 Kauf einer Dreschgarnitur Traktor mit Dreschmaschine aus
Deutschland (für Lohndreschen). Betrieb bis 1954.
- 1946 Agrarreform – Verlust des landwirtschaftlichen Besitzes bis
auf 8 Joch
- 1953 Kauf eines Hauses in Mediasch
- 1954 Enteignung des gesamten Besitzes in Pruden.
Übersiedlung nach Mediasch
- 1954 – 1964 Fuhrunternehmer in Mediasch
- 1964 Rückkehr nach Pruden Haus Nr. 5 + 6 + 65 und die Mühle
werden vom Kollektiv zurückgegeben
- 1964 – 1971 Ausbau bzw. Modernisierung der Mühle (Elektrifizierung)
Instandsetzen der Höfe
- 1971 Aussiedlung in die BRD
- 1971 – 1977 Mitarbeit in der Baufirma seines Sohnes Hans in München
- 1977 – 1986 Pensionist, auch jetzt noch bestrebt, von der Rente Vorsorge
zu treffen für seine Kinder.

Am 1. Aug. 1986 gestorben

Wir nehmen Abschied: vom letzten Hann von Pruden
dem Hum
dem Kompestan

der Leimkoi
dem Donnebesch

vom Friedhof, auf dem unsere Ahnen seit Generationen ruhen, alles Zeugnisse der 800-jährigen Aufbauarbeit in Siebenbürgen.

Wir danken den noch in Pruden Zurückgebliebenen, die jetzt - zu diesem Zeitpunkt der Beerdigung - auf dem Friedhof in Pruden ebenfalls Abschied nehmen von Hans Keul.

Andreas Lingner - Pfarrer in Pruden

Ich wurde am 28. August 1904 als Sohn des Landmannes und Maurermeisters Andreas Lingner in Dunnesdorf bei Schäßburg geboren. Meine Kindheit war die der Landkinder; teils frei und ungebunden, teils tätiges Mithelfen im Hause und in der Wirtschaft. In der einklassigen Volksschule meines Heimatdorfes erhielt ich auch den ersten



Pfarrer Andreas Lingner

Schulunterricht. Der Wunsch meines Vaters, ich solle das Gymnasium in Schäßburg besuchen, wurde durch den Ausbruch des Weltkrieges um 2 Jahre verzögert. Mein Vater musste dem Ruf der Fahne Folge leisten und meine Mutter mit fünf kleinen Kindern, von denen das älteste 10 Jahre zählte, allein zurücklassen. Mehr als bisher galt es nun mitzuhelfen; ich tat es auch freudig, erhielt ich doch als ältester Knabe der Familie gleichsam die Rolle des abwesenden Vaters zu vertreten, also einen „Familienvater“ darzustellen.

Als mein Vater 1917 wegen eines Magenleidens vom Militärdienst befreit wurde, konnte mein Wunsch erfüllt werden und ich kam auf das Gymnasium nach Schäßburg. Hier wohnte ich im Alberthaus. Von den Unterrichtsgegenständen waren mir am liebsten: Geschichte und Erdkunde. In den späteren Jahren traten an ihre Stelle der Deutschunterricht, besonders die deutsche Literatur. Mein Lieblingsdichter war Schiller.

Der Wunsch meines Vaters war, ich solle Architektur studieren. Da ich aber hierfür weder die rechte Freude noch eine ausgesprochene Begabung hatte und mich das Geistige in Abgrenzung vom Technischen und Künstlerischen mehr anzog, entschied ich mich zum Studium der Theologie in einer Zeit, wo jeder technischen oder kaufmännischen Berufen nachging. Der Vater willigte ein und tröstete sich damit, dass einer meiner Brüder ihm den Wunsch erfüllen würde und Architekt werde. Nach Ablegung des Bakka-laureats besuchte ich im Herbst desselben Jahres die Universität Marburg. Meine ersten Semester waren wohl wie bei den meisten Anfängern ein Suchen und Jagen von einem zum anderen Professor: als ob die „Alma Mater“ im Sturm genommen werden müsste. Da die Lösung des „Pudels Kern“ nicht prompt auf dem Präsentierteller geboten wurde, stellten sich mir Zweifel an der ganzen Wissenschaftlichkeit ein; ob sie wohl sagen könne, was das Leben sei. Beides wechselte sich ab: Bewunderung vor dem großen Berg von wissenschaftlicher Arbeit, die geleistet wird, dann wieder die Frage, ob alle Wissenschaft die Welt im Wesentlichen einen Schritt vorwärts bringt. Nach diesen kühnen Gedankenflügen machte ich mich daran und las das Neue Testament gründlich, lernte Vokabeln und erfuhr auch an mir, dass Arbeit von allen unnötigen Gedanken erlöst.

In Leipzig, wo ich im 2. und 3. Semester studierte, fing ich an, mich auf die Grundprüfung vorzubereiten, die ich im Herbst 1927 auch ablegte. Das Buch von Brunner „Erlebnis“, seine Erkenntnis und sein Glaube wirkten durch seine Klarheit und Deutlichkeit stark auf mich und ich hatte das Verlangen, den Verfasser dieses Buches auch zu hören. Als mir die Möglichkeit gegeben wurde, zog ich für die nächsten Semester nach Zürich. Was ich erhoffte, wurde mir auch zuteil; für meine weitere Entwicklung ist Zürich von Bedeutung gewesen. Auch konnte ich durch Verkehr mit schweizerischen Studenten und Professoren das kirchliche Leben in der Schweiz kennenlernen und in einer Sonntagsschule eine Zeitlang mithelfen. Für uns Minderheiten hat die Schweiz als Mehrvölkerstaat auch aus diesen Gründen eine Anziehung und es kommt einem gut, wenn man hört, dass verschiedene Völker in einem Staat friedlich miteinander leben können und ein gemeinsam geliebtes Vaterland haben. In Zürich habe ich mein Studium beendet, d.h., die vorgeschriebene Anzahl der Semester erfüllt und in der Heimat die geforderten Prüfungen zeitgerecht bestanden. Nach dem Vikarjahr suchte ich eine Anstellung als Pfarrer, um den aufgeschobenen Militärdienst nicht leisten zu müssen. Da ich aber bald das 27. Lebensjahr erfüllte und eine weitere Verschiebung des Militärdienstes nicht möglich war, bewarb ich mich und erhielt auch meine gegenwärtige Stelle. Der Ruf von Mergeln ist kein guter, das zeigt auch der häufige Pfarrer- und Lehrerwechsel in diese Gemeinde. Die Beitragsleistung zur Erhaltung von Kirche und Schule wird von den Leuten derartig unwillig, ja widerwillig getan, dass die Energie des Pfarrers fast ganz für die wirtschaftliche Erhaltung dieser Einrichtungen verbraucht wird und daß für seine eigentliche Arbeit, die wahrlich eines ganzen Mannes Kraft beanspruchen kann, nämlich für die Verkündigung, nicht die nötige Spannkraft übrig bleibt.

Dies ist der Grund, warum ich wechseln möchte und warum ich mich für die Stelle in

Campina bewerbe.

Mergeln, am 29. April 1935

Predigt

Pfarrer Johann Eckehard Menning

Text: Apostelgeschichte 16,9-15 gehalten in Pruden, am Sonntag Sexagesimae, den 18. 02. 1990, von Pfarrer Johann Eckehard Menning.

Liebe Gemeinde!

In der vergangenen Woche läuteten die Glocken in unserer Landeskirche. Der Sachsenbischof Albert Klein wurde zu Grabe getragen. Anwesend bei der Beerdigung waren Vertreter der Kirchen aus In- und Ausland, des Staates, der Deutschen Botschaft und fast alle Pfarrer unserer Kirche im Ornat. Es war ein unvergesslicher Tag. Es wurden Worte von geschichtlicher Bedeutung gesprochen. Dieser Bischof hatte über 20 Jahre unsere Kirche geleitet, für Ordnung und Bewahrung väterlicher Traditionen gesorgt. Er erlebte noch die Tage der Revolution in Rumänien und ihm wurde bewusst, dass eine neue Zeit anbricht. Aus seiner Arbeit musste er abtreten, gezeichnet durch schwere Krankheit, die dann zum Tode führte. Gott schenke ihm den Frieden und führe ihn zur ewigen Vollendung. Es wurde gesagt, dass der Bischof ein Symbol für gute Beziehungen mit dem Mutterland Deutschland und den Kirchen in Rumänien war. Er hat die guten Beziehungen zum Staat und der orthodoxen Kirche, so wie das gute Verhältnis zwischen den Nationen im Lande, gefördert. Es wurde deutlich, dass es so wie bisher nicht mehr weitergehen wird, dass eine neue Zeit für Kirche und Kirchenvolk anbricht. Auch in der kleinen Gemeinde Pruden ist die Frage aktuell :



Gottesdienst am 7. Mai 1989



Herr Pfarrer Johann Eckehard Menning 7. Mai 1989



Wie wird es weitergehen. Es ist eine Existenzfrage, die uns alle beschäftigt. Alle denken wir Tag und Nacht darüber nach. Es geht ja bei den einzelnen Familien um die Entscheidung, zu gehen oder zu bleiben. Es ist eine schwere Entscheidung und jeder muss für sich selbst entscheiden. Jeder sucht Rat für seinen Weg. Jeder macht Pläne nach eigenem Erwägen. Die Auswanderung geschieht mit viel Lärm, aber auch mit schwerem Herzen. Doch die Passämter werden überstürmt, Psychose breitet sich aus, einer steckt den anderen an.

Im heutigen Predigttext hören wir, wie auch der Apostel Paulus und seine Mitarbeiter auf einer Missionsreise ratlos waren. Ihr Ziel war, das Evangelium in die Welt zu tragen. Wohin sollen wir gehen? fragten sie. Sie waren durch das Galatische Land bis an die Nordküste des Schwarzen Meeres gewandert. Da merkten sie, dass es nicht nach ihrem Plan weitergeht, sie wurden gehindert. Da erfahren sie die Macht einer verborgenen Führung. Es geschieht in der Stille der Nacht. Paulus hat ein Gesicht. Er denkt darüber nach und weiß dann, dass Gott das Ziel ihrer Reise bestimmt. Es heißt Europa. Das Evangelium kommt nach Europa. Die Apostel können fröhlich weiter wandern und erfahren den Sinn ihrer Reise. Schwere Entscheidungen sind auch für uns fällig. Gehen oder bleiben? Von den Aposteln dürfen wir lernen, dass sie in der Stille wachsen und reifen müssen. Wir dürfen uns öffnen der Führung durch Gottes Geist. Wir dürfen die Glaubensfrage stellen: Was hat Gott mit uns vor? Die Erzählung von Tolstoi „Die beiden Alten“ ist besinnlich. Sie wanderten los mit Ziel Jerusalem. Einer kam an, der andere blieb zurück; um armen Leuten zu helfen. Zuletzt begegneten sie sich wieder und Jelissei sagte seinem Gefährten: „Umsonst suche ich Christus in der Ferne und verliere ihn in meinem Herzen“. Danach gilt, auch auf die verborgene Führung Gottes zu achten. Die Apostel achteten auf diese Führung. Sie waren angekommen in Philippi, einer bedeutenden Stadt in der römischen Geschichte. Sie wussten, sie soll noch bedeutender werden, sie soll zur Stadt auf dem Berge werden. Hier entstand die erste christliche Gemeinde in Europa. Und sie gingen an eine Gebetsstätte. Wir werden angewiesen wie wichtig das Gebet ist. Im Gebet erschließt sich uns der Wille des Allmächtigen, der ohne Rücksicht auf unseres Herzens Wünsche unsere Geschicke lenkt und unser Leben gestaltet. Und wir erfahren weiter, dass das Evangelium eine Kraft ist, die selig macht alle die daran glauben. Diese Kraft Gottes öffnet das Herz einer Frau wie Lydia. Diese Kraft bannt den Geist der Finsternis, macht die gefangenen Apostel bei Nacht ein Loblied singen, weckt einen in seinem Gewissen erschrockenen Kerkermeister, der das Verlangen nach Rettung äußert - so erfahren wir im Kontext. Diese Kraft gibt neuen Mut und soll tragend sein auf unseren Wegen, unserem Leben Sinn geben und die Macht des Bösen bannen. Denn der Satan hat ja auch ein Evangelium. Es sagt etwa: Rede idealistisch und handle egoistisch. Sprich die Wahrheit nur wenn sie dir Nutzen bringt. Sünde ist ein dummes Wort. Schaffe dir Geld um jeden Preis, viel Geld, denn reiche Leute sind brave und gescheite Leute, arme Leute sind dumm und schlecht usw.

Das Evangelium von Jesus Christus will uns aus diesem Bann lösen, wenn wir darauf achten auf unserem Weg.

Viele werden auswandern, wenige werden vielleicht bleiben.

Gott schenke es, dass wir als Kirche, als Gemeinde, jeder Einzelne von uns unsere Chancen wahrnehmen. Niemand muss sich verlassen fühlen. Unsere Existenzfrage

bleibt in Gottes Güte aufgehoben. Wer mit Gott wandert hat immer eine Chance.

Amen!

**Auf den ersten Blick verliebt in Pruden
Wie es einen „echten“ Sachsen in ein altes Sachsendorf verschlug
Harald Nötzold**

Im Frühjahr 1996 fragte mich ein Bekannter, ob ich Pfingsten mit ihm Hilfsgüter nach Rumänien bringen wolle - ins Lucas-Spital nach Großlasseln. Spontan habe ich zugesagt, auch aus purer Neugierde. Ich ging davon aus, dass meine Familie über die „verrückte Idee“ des Vaters den Kopf schütteln würde, doch seltsamerweise waren alle sofort begeistert. Meine Frau und vier Kinder gingen mit auf die Reise. Ich muss dazu sagen, dass ich eigentlich ein großer Muffel in Sachen Auslandsreisen war, ich bin auch zu DDR-Zeiten noch nie nach Ungarn, Rumänien oder Bulgarien gereist. Von Anfang an war diese Fahrt etwas Besonderes für uns.

Dabei war der Beginn voller Strapazen: Für die 1400 Kilometer brauchten wir 36 Stunden - damals gab es ja überall noch richtige Grenzen! Schließlich wurden wir, völlig kaputt, in Rautal von Pfarrer Johannes Friese empfangen, der gleichzeitig Dechant in Schässburg war. Wir kamen in tiefster Nacht an und wurden in ein leerstehendes Sachsen-Haus gesteckt, wir schliefen nach Sekunden wie die Murmeltiere. Als wir am Vormittag des nächsten Tages erwachten und die Fensterläden öffneten, kamen wir uns vor wie in einer anderen Welt: Draußen grünte und blühte es überall, die Vögel zwitscherten in einer Vielfalt, wie wir es noch nie gehört hatten. Wir waren in einem Märchenland! Es ging gut weiter in diesen Tagen: Schönes Wetter, eine herrliche Landschaft, und die große Herzlichkeit der verbliebenen Siebenbürger Sachsen, mit denen wir die Pfingst-Gottesdienste feierten. Wir spürten eine starke innere Bindung zum christlichen Glauben, wie es sie bei uns selten gibt. Dabei waren Lieder und Liturgie fast wie bei uns daheim. Die Siebenbürger Sachsen freuten sich über ihre Gäste aus dem „echten“ Sachsen, und ihre Freude steckte uns an. Das Erlebnis dieser Gemeinschaft beeindruckte uns stark. Für unsere Familie war nach diesem ersten Besuch klar: Wir würden wiederkommen!

Pfingsten 1997 war es soweit: Erneut fuhren wir nach Siebenbürgen. Mir wurde deutlich, dass nicht nur das Spital, sondern auch die evangelisch-lutherischen Kirchgemeinden vor Ort unsere Unterstützung dringend brauchten. Und ich wollte mit dem helfen, was ich konnte. Bei Reisen durch die Region und Gesprächen am Lagerfeuer verfestigte sich mein Entschluss: Eines der zahlreichen leer stehenden Pfarrhäuser sollte zu einem Rüstzeitheim werden. Kinder und Jugendliche hier hatten so etwas bisher nicht - sie kannten nur Zeltlager oder sie übernachteten bei ihren Ausflügen in leeren Fabrikhallen. Bereits im August 1997 war ich wieder in Rumänien und fuhr mit Pfarrer Friese im Lada Niva auf der Suche nach einem geeigneten Objekt durch das Land. Erstmals kam ich so nach Pruden. Zunächst war ich beeindruckt von der wunderschönen Landschaft und erfreut über den recht guten Weg, der ins Dorf führte. Über den Zustand der meisten Häuser war ich wiederum etwas erschrocken, dafür begeistert von

Kirche, Pfarrhaus und besonders dem Pfarrgarten - ein großes Freigelände war eine wichtige Voraussetzung für ein Rüstzeitheim. Das Dach des Pfarrhauses war dicht, die Räume gut geeignet, alles machte einen soliden Eindruck. Man kann schon von „Liebe auf den ersten Blick“ zu diesem Ort sprechen. Pfarrer Friese wollte mir noch weitere Häuser zeigen, doch mir war klar: Hier war der richtige Platz, mehr brauchte ich nicht zu sehen. Bei dieser Besichtigung hatte ich erstmals Kontakt zum rumänischen Nachbarn Joan Badiu, der als Hausmeister für die Gebäude tätig war und den Schlüssel verwaltete - es war meine erste nähere Begegnung mit einem Rumänen überhaupt. Von seiner Geschicklichkeit, speziell bei der Holzbearbeitung, haben wir seitdem oft profitiert. Mir war klar, dass ich das Projekt alleine nicht stemmen konnte, ich suchte daheim in Sachsen Mitsreiter, ein Freundeskreis bildete sich. Besonders möchte ich Carolin und Hartmut Friedrich nennen - ich glaube Gott hat uns zusammen geführt, wir ergänzen uns hervorragend. Auf oft wunderbare Weise haben sich seitdem für uns Wege geebnet, die unser Vorhaben voranbrachten. 15 bis 20 Leute, Einzelne ebenso wie Familien, gehören inzwischen zum Freundeskreis, der ganz locker organisiert ist. Eine Vereinsgründung war uns zu bürokratisch - wir haben ein eigenes Konto, über das alles läuft, und das war es auch schon. Anfang Mai 1998 fuhren wir erstmals zur Vorbereitung in kleiner Runde nach Pruden, im Sommer des gleichen Jahres folgte die erste Aufbau-Rüstzeit. Wir begannen mit den Arbeiten im Pfarrhaus, installierten unter anderem ein Wasserwerk und ließen einen Brunnen bauen. Und wir pflanzten einen Kastanien-



Kaffepause mit unseren rumänischen Helfern Foto: Harald Nötzold

baum im Pfarrgarten. Seit damals fahren wir als Freundeskreis oder nur in Familie vier - bis fünfmal jährlich nach Pruden, in der Gegend sind wir inzwischen als „die Neu-Prudner“ bekannt. Zu Pfingsten 2008 hat die 34. Aufbau-Rüstzeit stattgefunden, persönlich war ich inzwischen 55-mal in Rumänien. Natürlich gab und gibt es viele Widrigkeiten. Aber da wir selbst

uns dafür entschieden hatten, bewältigen wir alles, auch weil uns vieles aus unserer DDR-Vergangenheit vertraut war. Abenteuer gehören immer wieder dazu. Unser Vorhaben wuchs schneller als erträumt, auch Dank der Mithilfe der Rumänen im Ort, von denen wir viele als Tagelöhner verpflichteten - wir hatten schnell gemerkt, dass wir es allein nicht packen. Durch die gemeinsame Arbeit wuchs Vertrauen. Sie sahen, dass wir hier keinen Palast bauen wollen, und wir haben durchweg positive Erfahrungen mit den Rumänen gemacht. Auch sprachlich haben wir uns reingefitzt. Wir profitieren davon, dass alles Deutsche in Siebenbürgen nach wie vor hoch in Kurs steht, und fühlen uns richtig wohl dort.



Ehemaliges Pfarrhaus, jetzt „Lutherhaus Pruden“ Foto: Harald Nötzold

Erster Höhepunkt in Pruden war die Einweihungsfeier für das Rüstzeithem zu Pfingsten 1999. Großzügige Materialspenden aus Deutschland - etwa durch gebrauchte Mö-



Schülergruppe in Pruden Foto: Harald Nötzold 2007

bel, aber auch durch nagelneue Sanitärtechnik - trugen zum Gelingen bei. Wir bauten den Dachboden aus, fünf Schlafräume und zwei Bäder entstanden. Der erwähnte Nachbar Badiu leistete Unschätzbare bei den Holzarbeiten. Ab Sommer 2000 nahmen wir die Erneuerung der Kirche in Angriff wobei eine einheimische Firma das Dach deckte. Der Putz wurde ausgebessert, neue Dachrinnen angebracht, alles frisch gestrichen. Ein Dresdner Uhrmacher half spontan bei der Wiederherstellung der Kirchturmuhre - für mich eines von vielen Beispielen, das Segen auf unserem Werk liegt. 2004/05 wurde die Kirche innen komplett renoviert, eine Elektroanlage installiert (es gab noch keinen Strom in der Kirche), Anfang 2006 die Orgel instand gesetzt. Seit 2003 haben wir guten Kontakt zur HOG Pruden, dort sind wir die Neu-Prudner. Die HOG unterstützt seitdem unsere Arbeit. Ein unvergesslicher Höhepunkt war dann die 100-Jahr-Feier der Kirche am 29. Juni 2006, zu der zahlreiche Prudner aus Deutschland angereist waren. Es flossen viele Tränen der Freude und Rührung in den Kirchenbänken. Das Prudner Gotteshaus ist ansonsten eine reine Rüstzeitkirche; inzwischen wohnt kein einziger Sachse mehr im Ort. Mit dem Abschluss der Kirchensanierung ist unsere Geschichte nicht zu Ende: 2005 erwarben wir das Nachbarhaus, um unser Rüstzeitheim zu erweitern: Die Nachfrage ist sehr groß. Damit haben wir das gesamte noch erhaltene Ensemble im Dorfkern vor dem Verfall gerettet. Für meine Frau, mich und unsere acht Kinder ist Pruden im Lauf der Jahre zu einer echten zweiten Heimat geworden. Auch wenn die Großen inzwischen eigene Wege gehen, so kommen sie doch immer wieder gern hierher. Schließen möchte ich mit einem Spruch, den ich an einem alten Sachsen-Haus in Siebenbürgen gelesen habe: **„Lasst uns zusammenhalten, solange das Leben währt. Hand in Hand können wir mehr vollbringen, als jeder für sich allein.“**

Harald Nötzold / Vielau 2009

Ein Dankeschön zum Jubiläum 2006 Helmut Höhr

Am 29. Juni 2006 fand in Pruden die 100 - jährige Jubiläumsfeier der frisch renovierten Kirche statt. Kirche und Turm bekamen einen besonders schönen Anstrich, sogar die Orgel wurde überprüft und bieten ein Bild, worauf ein Siebenbürger Sachse nur stolz sein kann. Im Vergleich zu den Nachbarortschaften deren kirchliche Gebäude dem Ruin verfallen und vom Turm kein Glockenklang mehr zu hören ist, sind die Prudner zu beneiden. Sogar das Pfarrhaus wurde unter der Führung so genannter Neu-Prudner aus Zwickau, zu einem Rüstzeitheim „Lutherhaus Pruden“ umgebaut. Diese Neu-Prudner, Familie Nötzold und Familie Friedrich haben zwei Nachbarhäuser neben dem Pfarrhaus gekauft und verbringen hier, mehrmals im Jahr, mit ihren Kindern zusammen, ihren Urlaub. Den Jubiläums-Gottesdienst gestaltete Bischof D. Dr. Christoph Klein, mit andern fünf Pfarrern, darunter Wolfgang Rehner i.R. und der rumänische Pfarrer von Pruden. Rumänische Frauen aus dem Ort, hatten im Saal der gewesenen deutschen Schule, das Mittagessen mit Nudelsuppe und Krautwickel zubereitet. Hier kam Pfarrer W. Rehner in seiner Rede auf eine Geschichte über Pruden

zu sprechen und sagte: „Pruden liegt mitten in der Welt, ein alter dummer Spaß aus dem Jahre 1868, ist auch heute noch aktuell. Wenn jemand eine Dummheit sagt, so kommt es vor, daß diese noch viele Jahre weiter gegeben wird.“

In Pruden gab es bis 1904 nur eine kleine Kirche, mit einem kleinen Turm und so pflegten unsere Nachbarn aus andern Ortschaften im Spaß oder wie man es auch auffasst zu sagen: „Pruden liegt mitten in der Welt, weil der Turm keinen Schatten wirft.“ Durch diesen Spaß wurde Pruden allgemein bekannt, wie keine andere große Gemeinde. Auch in Deutschland werden wir Prudner mit der Bemerkung: „Ach du bist aus Pruden, mitten aus der Welt“ begrüßt! Im Laufe der vielen Jahre ist die Geschichte mit dem Kirchturm in Vergessenheit geraten und man erfand andere Erklärungen für diesen dummen Spaß. Im Herbst 2006 war ich bei einem Klassentreffen im Schwarzwald. Dort traf ich auch noch Unbekannte, die mich nach meinem Heimatort fragten. „Ach du kommst mitten aus der Welt“, kam die Bemerkung. Ein anderer ergänzte: „In Pruden, hinter dem Altar befindet sich ein Stein und das ist der Mittelpunkt der Welt“. So sind auch viele unserer Landsleute im Unklaren und dieses Heimatbuch wird zur Aufklärung beitragen. Der Film von den Neu-Prudnern über die Jubiläumsfeier und das Heimatbuch zusammengestellt von Lukas Geddert, gehören zu den wichtigsten Dokumenten und Informationen über unsern Heimatort. Zu Dank und Anerkennung für ihre wertvolle geleistete Arbeit, sind wir Prudner, sowohl Lukas Geddert und den Familien Nötzold und Friedrich von Zwickau vielfach verpflichtet. Sie haben außergewöhnliches geleistet und dazu beigetragen, dass diese landschaftlich schön gelegene Ortsgemeinde immer in unserer Erinnerung bleibt.

Helmut Höhr / Lehrer für Mathematik und Physik

Wiedereinweihungsfest der Kirche Vergangenheit und Gegenwart Hannelore Baier und Horst Leutner

Seine Großmutter hatte ihm das Samtkissen gezeigt, auf dem der Schlüssel gelegen hatte, mit dem der Bischof (der Evangelischen Kirche A.B., damals in Siebenbürgen) 1906 die neugebaute Kirche aufgeschlossen hat, erzählt Michael Dengel. Er ist in Pruden geboren und wanderte von dort 1969 nach Deutschland aus. Michael Dengel gehörte zu den über vierzig Prudnern, die am Peter und Pauls-Tag (am 29. Juni) in ihr Heimatdorf gekommen waren, um 100 Jahre nach der Einweihung des Kirchengebäudes, an dessen Wiedereinweihung teilzunehmen. Das Samtkissen ist verloren gegangen, die Kirche steht offen. Die Weihung wurde wiederum vom Bischof (der Evangelischen Kirche A.B., nun in Rumänien), D. Dr. Christoph Klein, vorgenommen. In einer Feier, in der Tradition und Gegenwart ineinander flossen. Pruden / Prod liegt 6 Kilometer unasphaltierte Straße von Halvelagen/Hoghilag

entfernt (das sich zwischen Schäßburg / Sighișoara und Elisabethstadt / Dumbrăveni befindet), in einem von schönen Laubwäldern umgebenen Seitental der Großen Kokel



*Bischof D. Dr. Christoph Klein, Pfarrer Rehner und Pfarrerin Helga Ingrid Rudolf
Foto: Harald Nötzold*

/ Târnava Mare. Es war stets ein kleines Dorf. 148 Hausnummern und rund 600 Einwohner hatte es in guten Zeiten, denn die Prudner waren kinderreich, fand Horst Leutner, der HOG-Vorsitzende heraus. Es war ein „sächsisches“ Dorf, d.h. hier wohnten mehrheitlich Siebenbürger Sachsen, und die paar Rumänen und Zigeuner, die es vor dem Zweiten Weltkrieg da gab, sprachen ebenfalls Sächsisch. Eine siebenbürgisch-sächsische-evangelische Gemeinde gibt es heute in Pruden nicht mehr. Das letzte Mitglied wurde Anfang der Neunzigerjahre ins Altenheim in Hetzeldorf / Ațel gebracht. Dem Ort hat sich jedoch eine evangelische Gemeinschaft aus dem Bundesland Sachsen angenommen. Als „Neu-Prudner“ bezeichnen die „Alt-Prudner“ die Sachsen aus Sachsen.

Im Mai 1998 haben die „Neu-Prudner“ das evangelische Pfarrhaus - es diente bis 1972 als Pfarrerswohnung und wurde bis 1990 als Pfarrhaus genutzt - vertraglich übernommen, im Hof Kastanien gepflanzt und mit dem Renovieren begonnen, erzählte uns Caroline Friedrich. Die Familien Friedrich - Caroline und Hartmut - und

Nötzold - Ute und Harald - sind die Initiatoren und Hauptträger des Projekts (würde man im heutigen Jargon sagen). Ihnen dankte Pfarrer Gottfried Vogel im Rahmen des Gottesdienstes stellvertretend für alle, die zur Umgestaltung des Pfarrhauses in ein Rüstzeiten-Heim und zur Renovierung der Kirche beigetragen haben.

Dank richtete Pfarrer Vogel desgleichen an den orthodoxen Pfarrer von Pruden, Ioan



Gottesdienst vom 29. Juni 2006 Foto: Harald Nötzold

Adrian Cioca, und das Presbyterium der orthodoxen Gemeinde sowie den Bürgermeister und Vizebürger von Halvelagen (wohin Pruden verwaltungsmäßig gehört). Die „Neu-Prudner“ kommen aus der Gegend von Zwickau und sind in keinem Verein organisiert. Der Vorteil: Jede Spende wird direkt eingesetzt und es gibt keine Bürokratie. Sie seien der „Freundeskreis Pfarrhaus Pruden“ unter dem Dach der evangelischen Kirche, sagten sie uns. Sie wollen hier was tun, was Neues ausprobieren. Und das geschieht so: Seit 8 Jahren kommen 3 bis 4 mal im Jahr Gruppen aus Sachsen für 1-2 Wochen nach Pruden, nehmen dafür Urlaub, zahlen Fahrt und Kost, und arbeiten unentgeltlich. Was sie geleistet haben ist erstaunlich. Zu Pfingsten 1999 wurde das Rüstzeiten-Heim vom damaligen Dechanten Johannes Friese als „Lutherhaus Pruden“ geweiht. Friese kam selbst aus Sachsen, war 12 Jahre lang Pfarrer in Rauthal / Roandola und hatte den Brüdern das Pfarrhaus im August 1991 gezeigt. Die hatten es sofort ins Herz geschlossen und die Spendenaktion gestartet. Die

lief so gut, dass sie 2000 und 2001 das Dachgeschoss ausgebaut haben, wodurch das Haus geräumiger geworden ist. Im August 1998 aber feierten die Aufbau Rüsterei erstmals in der Kirche, die seit Juni 1990 nicht mehr genutzt wurde, Gottesdienst. Zu Ostern 2000 begann man dann die Kirchenreparatur und zwar mit der Turmsanierung. Die Instandsetzung umfasste außer der Erneuerung der Innen- und Außenfassade den Einbau der elektrischen Leitung, die Restaurierung des Altars und zuletzt der Orgel. Letzteres geschah in der Orgelwerkstatt von Hermann Binder in Hermannstadt, unter maßgeblichem Mitwirken von Peter Sandor und Szabolcz Balint. Die Kirche sei nicht



Gottesdienst vom 29. Juni 2006 Foto: Harald Nötzold

wiederzuerkennen, sagten viele, die ihren desolaten Zustand Mitte der 90er Jahre gesehen hatten. In der 1906 eingeweihte Kirchen, so wusste Pfarrer i.R. Wolfgang Rehner und Bibliothekar im Teutschhaus zu berichten, sei zu Weihnachten 1903 der erste Gottesdienst gefeiert worden. Warum zweieinhalb Jahre verstrichen bis zur Einweihung? Es war nicht die einzige unbeantwortete Frage aus der Geschichte des Dorfes und seiner Gemeinschaft. Die Geschichte stellte Pfarrer Rehner vor anhand des 1868 beginnenden Gedenkbuches von Pruden und der von Archivarin Liliana Popa und Dr. Wolfram Theilemann, dem Leiter des Kultur- und Begegnungszentrums Friedrich Teutsch (in dem sich bekanntlich das Zentralarchiv der Evangelischen

Landeskirche befindet) herausgesuchten Archivalien. Zusammenfassend hier nur: Pruden wurde urkundlich erstmals 1348 erwähnt, wird 1500 als freies sächsisches Dorf geführt und erhielt 1508 einen Steuernachlass wegen Kirchenbau - vermutlich wurde damals die Kirche zu einer Kirchenburg befestigt.

Mitte des 19. Jahrhunderts befanden die Prudner die Kirche als zu klein, gründeten 1859 einen Kirchenbaufond, aus dem dann jedoch Kredite vergeben wurden für die auf der Suche nach Arbeit nach Amerika Reisenden, bis schließlich Pfarrer Friedrich Ernst 1902 den Kirchen- und im Jahr danach den Turmbau fertig brachte. An Stelle der alten Kirchenburg steht also seit 100 Jahren eine neue Kirche und die war letzten Donnerstag



Ehemalige Prudner beim Wiedereinweihungsfest 2006 Foto: Harald Nötzold

zu klein für die zahlreichen Gottesdienstteilnehmer. Der Gottesdienst wurde weitgehend zweisprachig gehalten, denn teilgenommen haben außer den Alt- und den Neu Prudnern auch zahlreiche Mitglieder der orthodoxen Gemeinde. Zur musikalischen Gestaltung des Gottesdienstes hatten Mitglieder des Kirchenchors aus Schäßburg und Malmkrog / Mälancrav unter der Leitung von Theo Halmen, Hans Wolff und Christiane Lorenz, die Organisten Erhard Franke (Deutschland) und Theo Halmen (Schäßburg), der Trompeter Tobias Laub (Zwickau) und der von Heidi Eilzer und Dorothea Hultsch - ursprünglich Deutschland - geleitete Kinderchor aus Malmkrog beigetragen. Wohlklang beim gemeinsamen Musizieren wundert niemanden, schön aber ist es, wenn „Harmonie, wie man sie sich nur wünschen kann“, so Caroline Friedrich, auch im Dorf herrscht.

Zu Ostern hatten sie mit der orthodoxen Gemeinde besprochen, den 100 Jahren seit der Einweihung der Kirche mit einem Wiedereinweihungsfest zu gedenken und alles hat geklappt: Die orthodoxe Gemeinde hat das Dorf für den Festtag hergerichtet und das Essen vorbereitet. Nach dem Gottesdienst hatte es den mittlerweile auch hier eingeführten „Kirchenkaffee“ gegeben mit Fassbrause aus Sachsen und Striezel aus Siebenbürgen, und neben den „Rostern“ aus Sachsen gab es „mici“ aus Mediasch. Ebenso erfreulich ist, dass zwischen den Alt- und den Neu-Prudnern Harmonie herrscht. Die lose organisierte Heimatortsgemeinschaft unterstützt die Neu-Prudner bei den Restaurierungsmaßnahmen so gut sie kann und man lädt einander ein zu Vorstellungen des Projektes.



Renovierte Kirche 2006 Foto: Harald Nötzold

Warum erhalten wir unsere Gotteshäuser auch dort, wo keine Gemeinde derer mehr vorhanden ist, die einmal dort waren, hatte Bischof D. Dr. Christoph Klein in seiner Predigt einleitend gefragt. Gotteshäuser müssen nicht mehr Versammlungsorte, sondern sie können auch Herbergen sein, in die man zurückkommt zu bestimmten Gelegenheiten. Insbesondere zu Begegnungen, wie an diesem Peter- und Paulstag.

Letzter Muttertag in Pruden

Wenn du noch eine Mutter hast,
so danke Gott und sei zufrieden,
Nicht allen auf dem Erdengrund
ist dieses große Glück beschieden.

Und hast du keine Mutter mehr,
so kannst du sie nicht mehr beglücken,
so kannst du doch ihr frühes Grab
mit Blumenkränzen schmücken.

Ein Muttergrab, ein heilig Grab
für dich die ewige heilige Stelle,
oh, wende dich an diesen Ort,
in deiner Trauerwelle.

Meine liebe Mutter du,
ich will dir Blumen schenken.
Was ich dir sagen will dazu,
das kannst du dir schon denken.

Ich wünsch dir Glück und Fröhlichkeit,
die Sonne soll dir lachen!
So gut ich kann und allezeit
will ich dir Freude machen.

Denn Muttertage, das ist wahr,
die sind an allen Tagen,
ich hab dich lieb das ganze Jahr,
Das wollt ich dir heut sagen!



Letzter Muttertag mit Pfarrer Johann Eckehard Menning 1989

Pfarrer in Pruden

| Amtszeit | Name | war vorher | geht nach | geboren in |
|-----------|----------------------------|-----------------|--------------|---------------|
| 1607-1642 | Engel Laurentius | ? | ? | Agnethehn |
| 1642-1648 | Welther Johannes | Gross-Alisch | ? | Felldorf |
| 1648-1664 | ? | | | |
| 1664-1670 | Schulerus -Deak Michael | ? | ? | ? |
| 1670-1685 | Honnius Michael | Pred. | Gross-Alisch | Seiden |
| 1685-1686 | Schullerus | Pred. Pruden | Halvelagen | ? |
| 1686-1717 | Creutzer Georgius | ? | ? | ? |
| 1717-1737 | Kraft Georgius | Pred. | ? | ? |
| 1737-1740 | Theil Johannes | Pred. | Bassen | Keisd |
| 1740-1777 | Imgarten Petrus | ? | ? | ? |
| 1777-1803 | Theiss Johannes | Pred. | + 20.07.1803 | Nadesch |
| 1803-1831 | Ungar Petrus | Pred. | + 19.11.1831 | ? |
| 1831-1857 | Nussbaumer | Pred. | + 25.01.1857 | Schässburg |
| 1857-1875 | Ungar Karl-Franz | Pred. | +26.05.1875 | Pruden |
| 1875-1889 | Keul Johannes | Klein Alisch | +17.12.1889 | Pruden |
| 1889-1896 | Ungar Friedrich | Neumarkt | Felmern | Pruden |
| 1896-1900 | Salmen Paul | Scharosch | Bussd | Scharosch |
| 1900-1926 | Ernst Friedrich | Pred. Zendersch | Ruhestand | Zendersch |
| 1927-1938 | Salmen Daniel | Rektor | Ruhestand | Scharosch |
| 1939-1942 | Depner Hans | Rektor | +1942 | Marktschelken |
| 1943-1962 | Lingner Andreas | Bekokten | +18.07.1962 | Dunnesdorf |
| 1962-1973 | Mosberger Hans | Elisabethstadt | Krankenpens. | |
| 1970-1980 | Radler Horst | Betreuung von | Havelagen | |
| 1980-1990 | Menning Johann | Betreuung von | Havelagen | |

*Am 31.12.1995 erscheint die Gemeinde nicht mehr im Bericht des
Bezirkskonsistoriums.*

Schule und Schulwesen in Pruden

Über die Anfänge des Schulwesens bei den Siebenbürger Sachsen, das im nationalen und kulturellen Leben unseres Volkes eine überragende Rolle spielte, besitzen wir nur unsichere Kunde. Die oft gehörte Behauptung, die Siebenbürger Sachsen hätten eines der frühesten allgemeinbildenden Schulsysteme Europas besessen, lässt sich dokumentarisch zwar nicht einwandfrei belegen, aber dieses Schulwesen war auch im gesamtdeutschen Vergleich doch recht früh von großer Bedeutung. Flächendeckend wurden Jungen und Mädchen in den siebenbürgisch-sächsischen Orten Lesen, Schreiben, Rechnen und noch viel mehr beigebracht und Lehrer bzw. Lehrerinnen waren jahrhundertlang neben dem Pfarrer sehr respektvolle Persönlichkeiten allerorts.

Kindergarten und Schule Helmut Höhr



Taufbecken

Wenn ein Kind geboren wurde, musste es binnen vier Wochen getauft werden; solange hatte die Mutter Ausgehverbot. Bei der Taufe waren vier bis sechs Taufzeugen anwesend. Mit drei bis sechs Jahren ging es in den Kindergarten und danach in die Schule.

Ein wahres Freudenfest der Kinder war der zweite Februar, der Marientag. Da hatten sie ihren „Blasie“, so benannt nach dem Heiligen Blasius, dem Freund der Kinder. Jedes Mädchen musste sich einen Jungen aussuchen, dem es ein Blumensträußchen auf den Hut steckte. Dann gingen die Pärchen Hand in Hand in den Tanzsaal, wo die Blasmusik die Kinder erwartete. Dieses war für die Prudner Kinder das allerschönste Fest. Die Eltern waren auch immer dabei und freuten sich, wenn sie sahen, wie glücklich sich ihre Sprösslinge unterhielten. Es wurden schöne Lieder gesungen, heitere Spiele gespielt und miteinander getanzt. Pfarrer und Lehrer waren nicht nur Zuschauer; sie leiteten das ganze Programm.

A. Kindergarten

In den Jahren 1935-1945 gab es den Kindergarten mit einer einzigen gemischten Gruppe, Kinder im Alter von 3-7 Jahren. Als Kindergärtnerin war in den ersten Jahren Maria Schuster und nachher Regina Botschner, geb. Seiler, von Seiten der Eltern angestellt. Es wurde eine gute Erziehungsarbeit geleistet und die Kinder wurden vorzüglich betreut.



v.l. Katharina Weprich, Friedrich Weprich, Eliese Keul, Michael Keul und Michael Zakel



Kindergärtnerin Frau Botschner mit ihren Zöglingen



Kindergarten 1942



Kindergarten 1962



Letzte Kindergartengruppe 1965



Brüderchen und Schwesterchen



Der Herausgeber



Dagmar und Elke Schmidt

B. Schule

Laut Schulordnung von 1870 war der Schulbesuch von neun Jahren für Jungen und acht für Mädchen ab dem 6. Lebensjahr verpflichtend für alle sächsischen Kinder. Später waren es nur noch 7 Volksschulklassen ab dem 7. Lebensjahr und anschließend für alle Jungkonfirmierte, in den Wintermonaten die Fortbildungsschule von 2-3 Jahren, auch verpflichtend. Während der Fortbildung wurden Mathematik und Deutsch weiter vertieft und Richtlinien für die bäuerliche Wirtschaft und Hauswirtschaft vermittelt. Bis 1942 wurden die deutsche Volksschule und Gymnasien von der Evangelischen Kirche betreut. Die Volksschulen und ihre Lehrer wurden durch die Kirchensteuer der sächsischen Bevölkerung abgesichert.



Deutsche Schule bis 1959

Seit 1907 gab es im ländlichen Gebiet die Aufnahme der Kinder ab dem 7. Lebensjahr in die erste Volksschulklasse bloß jedes zweite Jahr, somit gab es bis 1948, in einem Schuljahr die Klassen 1 und 3, 5 und 7, im folgenden die Klassen 2, 4 und 6. Von 1938 bis 1942 gab es in der Unterstufe jedes Jahr immer einen anderen Lehrer: Bis zum Schuljahr 1937/38 war Sara Zenn als tüchtige anerkannte Lehrerin an der Unterstufe in Pruden. Die schönen Näharbeiten aus jener Schulzeit, werden auch weiter den Prudnern in guter Erinnerung bleiben. Sie kam im folgenden Schuljahr nach Großlasseln, wo sie außer dem Schuldienst auch die Betreuung der Kinder ihrer verstorbenen Schwester übernahm.

-In der ersten Klasse, Schuljahr 1938/39 hatten wir als Lehrerin Eleonore Nesper. Sie kam aus Bessarabien und war zu uns Schülern immer sehr freundlich.

- In der II. Klasse, Schuljahr 1939/40, bekamen wir den Lehrer Josef Hutter, den Sohn vom Rektorlehrer J. Hutter aus Hohndorf. Er war ein strenger Lehrer.
 - In der III. Klasse hatten wir unsern Rektorlehrer Rudolf Höhr, da Vikar Roth in der Oberstufe eingesetzt wurde, wo er als Pfarrer besser zur Geltung kam.
 - In der IV. Klasse kam zu uns Lehrerin Käthe Burtz aus Elisabethstadt. In der Unterstufe der Volksschule, hatten wir tüchtige Lehrer und den Stock als Erziehungsmethode haben wir auch kennen gelernt.
- Nach der 4. Klasse Schuljahr 1941 / 42 gingen Lukas Keul, Georg Zikeli und Helmut Höhr ins Gymnasium nach Mediasch. Der erste wurde Pfarrer und die andern zwei wurden Lehrer.



Letzte Klasse von Lehrerin Zenn in Pruden 1938



Kinder um 1930

In den Jahren 1936-1944 blieb in der Oberstufe immer Rektorlehrer Rudolf Höhr, mit einer Ausnahme im Schuljahr 1940/41 als er in der 3. Klasse auch unterrichtete.

Nach der 7. Volksschulklasse gab es immer eine Abgangsprüfung, nur ab 1937 musste man sie in rumänischer Sprache ablegen. Sie fand in der Nachbargemeinde Halvelagen statt. Die Prudner Schüler haben diese Prüfungen immer gut bestanden, sogar im Schuljahr 1939/40 belegten sie den 1. und 3. Platz (Rudolf Höhr, Fritz Weprich).

Am Ende der 7. Klasse fand auch die Konfirmation statt und für die Jungkonfirmanden gab es in den daraufkommenden Wintermonaten die Fortbildungsschule, die auch verpflichtend war. Diese Fortbildung wurde vom Schulrektor geleitet und es wurden Richtlinien für die bäuerliche Wirtschaft und Hauswirtschaft vermittelt.

In den Jahren von 1942-1944 unterstanden die deutschen Schulen der "Deutschen Volksgruppe in Rumänien" (D.V.R.), die unter Einfluss der Braunen Bewegung aus Deutschland stand. Die Schule wurde von der Kirche getrennt und die D.V.R. betreute die Schulen und bezahlte auch die Lehrer. Die Trennung der Schulen von der Kirche, war nicht zu begrüßen, aber finanziell kam sie der armen Landbevölkerung zu gute, da sie eine kleinere Kirchensteuer zahlen musste. In Pruden diente die Weinernte zur Abzahlung der Kirchensteuer. Sogar den Rückstand der Gemeinde an die Lehrer wurde von der D.V.R. ausbezahlt. Ich kann mich noch gut erinnern, wie mein Vater den Rückstand für die letzten 3 Jahre über die D.V.R. nachbezahlt bekam und wir für das ganze Geld ein Radio kauften. Nur der Ladenbesitzer Rudolf Waedt besaß in Pruden ein Radio und nun auch wir. In diesen 3 Jahren, kamen wir ohne das Einkommen von meinem Vater aus, dank dem kleinen Grundbesitz meiner Mutter und alle Mitglieder der Familie halfen in der Wirtschaft mit.

Die Pfarrersfrau Adele Lingner wurde in den Jahren 1942-1944 als Lehrerin für die Unterstufe der Volksschule angestellt, also bis zum Umsturz vom 23. August 1944. Rumänien brach das Bündnis mit Deutschland und trat auf die Seite der Sowjetunion. Nun kämpften sie zusammen mit der Roten Armee gegen Deutschland. Viele Kinder wurden nach dem Januar 1945 elternlos und von Großeltern und Verwandten aufgenommen. Ihre Eltern und ein Teil ihrer Geschwister kamen zur Zwangsarbeit nach Russland. Im folgenden Jahr, wurden alle sächsischen Landsleute über Nacht besitzlos und aus Haus und Hof von den Motzen (Rumänen) verdrängt. Größere Kinder mussten nach der Schule an der Seite ihrer Großeltern und Tanten auf dem Besitz der Neuangesiedelten oder der einst gewesenen Tagelöhner (Zigeuner) und auch auf dem Staatsgut arbeiten, um ihr tägliches Brot zu verdienen.

- Vom August 1944 bis 1948 wurden die deutschen Schulen an die Evangelische Kirche wieder zurückgegeben. In dieser Zeit versah Pfarrer Andreas Lingner allein den Schuldienst (Unterstufe und Oberstufe), da mein Vater nach Russland zur Zwangsarbeit verschleppt wurde. Am 3. August 1948 erschien die neue Schulreform, auf Grund derer das gesamte Schulwesen eine neue Struktur bekam. Dabei wurden alle kirchlichen Schulen mit Vermögen vom Staat übernommen. Die neue Elementarschule mit den Klassen 1-7 wurde eingeteilt: 1. Zyklus (Kl. 1-4) und II. Zyklus (Kl. 5-7). Ab dieser Schulreform wurden jedes Jahr Schüler in die 1. Klasse aufgenommen. Den II. Zyklus, der nun dem Untergymnasium gleich gestellt wurde, gab es nur noch in den größeren Ortschaften, wie Goß-Alisch, Elisabethstadt. Im Obergymnasium gab es nur noch 3 Klassen, so gab es insgesamt nur noch 10 Klassen. Erst später gab es in der

Allgemeinschule (vorher Elementarschule) 8 Klassen und im Gymnasium (Obergymnasium) 4 Klassen, zusammen 12 Klassen.

Nach Pruden kam in den 1. Zyklus 1948 als Lehrerin, eine junge und tüchtige Absolventin der Pädagogischen Schule, Rosemarie Leonhardt und blieb bis 1961. Etwa 1959 wurde in Pruden die Deutsche Schule aufgelöst, weil die Anzahl der Schüler unter 7 betrug. Lehrerin Rosemarie Leonhardt beschäftigte sich auch mit der Jugend, führte das Theaterstück: „Der Herr Lehrer kommt“ auf und war in der Gemeinde sehr beliebt. In Pruden fand sie auch ihr Glück fürs Leben und heiratete den Pfarrerssohn Andreas Lingner. Nach der Schulreform von 1958 wurden alle Schulen der Minderheiten (deutsche Schulen) mit den rumänischen Schulen verbrüdet, bildeten nun Abteilungen mit deutscher Unterrichtssprache und in der Regel blieb der rumänische Direktor als Schulleiter. Ab 1959 wurde Geographie und Geschichte Rumäniens in rumänischer Sprache unterrichtet. Ab dieser Schulreformen hat man zweifellos den Verlust der gewachsenen Eigenständigkeit des Siebenbürgischen Schulwesens durch deren Trennung von der Evangelischen Kirche betrachtet, vermisst. Aber man kann bei aller Kritik am sozialistischen Unterrichtssystem einige Erfolge nicht absprechen. Die Sachsen haben andererseits die sich nach 1948 bietenden Bildungsmöglichkeiten geschickt genutzt. Nach der Enteignung ihres bäuerlichen Besitzes, bemühten sie sich um Erlernung neuer Berufe, gekoppelt mit höherer Schulbildung. Nach den Klassen 5 - 7 - 8, hatte man den Zugang zu den Berufsschulen und den Mittelschulen, danach zu den Hochschulen. Die sächsische Bevölkerung wechselte ihren Wohnsitz, verdrängt durch die Motzen und kamen in die Stadt, darunter viele Prudner und ihre Kinder kamen in den Genuss der Stadtschule. In Deutschland konnten unsere Kinder sich in allen Schulen und Hochschulen behaupten, brachten es zu anerkannten Fachleuten.

Helmut Höhr

Lehrer für Mathematik und Physik

Rastatt, den 24. Februar 2008

Rudolf Höhr war als Rektorlehrer in Pruden angestellt vom:

1. September 1920 - 31. März 1922;

1. September 1936 - 31. Dezember 1944.

Er kam als junger Lehrer am 1. September 1920 nach Pruden und heiratete 1922 Frau Sara Weprich vom Haus Nr. 63 (Brunnen). Sein besonderer Verdienst in Pruden, war die Blasmusik, da er schon in Hermannstadt im Lehrer-Seminar die Blasmusik leitete. In Pruden hat er, sowohl die ältere Generation der Bläser (Adjuvanten), als auch von den jüngeren ausgebildet. Die Blasmusik stand bei allen Veranstaltungen im Mittelpunkt: Weihnachten, Silvester, Wintergrünholen, Kinderball (Blasi - immer am 2. Februar - Marienitag), am Peter - und Paulstag, wenn man um die Krone tanzte, Tanzveranstaltungen und fehlte bei keiner Beerdigung.

Vom Januar 1945 bis zu seinem Tode, den 6. Dezember 1947, war er im russischen Arbeitslager in Kungur / Ural.



Rektorlehrer Rudolf Höhr und seine Schüler aus der 7. Kl. Schuljahr 1920 / 21 der Jahrgänge 1908 / 9

Rosemarie Lingner, Lehrerin in Pruden von 1948 – 1961

Im Sommer 1948 übernahm der Staat alle deutschen Schulen und damit änderte sich alles. Wir Lehrerinnen wurden vom Staat bezahlt, bekamen neue Lehrpläne und Bücher. Ich wurde nach Pruden versetzt. Für mich bedeutete das eine große Erleichterung, denn die 8 Kilometer zu Fuß bis zur Bahn, die mich dann bis nach Schäßburg brachte. Auch hatte ich nicht mehr 117 Kinder in drei Klassen vor mir, sondern nur noch 37 in vier Klassen. Das zweijährige Aufnahmesystem galt nicht mehr. Auch waren die Kinder besser vorbereitet; sie hatten vor mir den Lehrer Frank, der es verstanden hatte, seinen Schülern etwas beizubringen.

Eine Schwierigkeit bestand allerdings darin, dass in Pruden nur der erste Zyklus (Klasse 1-4) angeboten wurde. Den zweiten Zyklus gab es nur in Alisch, wo man für die Aufnahme fremder Kinder jedoch noch nicht vorbereitet war. Ein Internat gab es nicht. So kam es, dass manche Kinder nur 4 Jahre lang zur Schule gingen. Wie diese Sache schließlich doch geregelt wurde, weiß ich nicht mehr. Die damaligen Schüler erinnern sich aber sicherlich noch daran.

Ansonsten lief alles seinen gewohnten Gang. Der rumänische Lehrer Boariu ließ mich

in der deutschen Schule schalten und walten, wie ich wollte. Mit einigen Schwierigkeiten hatte ich allerdings schon zu kämpfen. Zum Beispiel mit Holz: In Bekokten, meinem vorhergehenden Arbeitsort, sorgten die Burschen dafür, dass ich Holz erhielt. Da die Kirche aber nicht mehr für die Schulen verantwortlich war, blieb ich im Winter 1948/1949 ohne Holz. Ich fragte nach, wie ich zu einer Fuhre Holz



Lehrerin Rosemarie Lingner

kommen könnte. Mir wurde gesagt, dass ich einen Bon bräuchte. Und wie ich diesen erhielt? Ich müsse 12 m Straßengraben ausheben oder eine Fuhre Schotter aus der Kokel für die Straße bringen. Beides konnte ich nicht. Jemanden bezahlen, der es an meiner Stelle gemacht hätte, durfte ich wiederum nicht. Ich hätte dann die Arbeitskraft eines Menschen in Anspruch genommen und das wäre Ausbeutung gewesen. Als Ausbeuter hatte ich aber kein Recht auf Holz.

Der Winter war sehr hart. Jeden Morgen musste ich mit einem Hammer das Eis im Wassereimer zerschlagen, um mich waschen zu können. Und wenn ich in den Zahnputzbecher Wasser schüttete, so waren darin, bis ich die Zähne geputzt hatte, nur noch Eiskristalle. So beschloss ich also, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Ich nahm eine kleine Axt und ein Seil und ging in den Wald, suchte nach trockenen Ästen, band sie zusammen und zog sie nach

Hause. Das war zwar auch verboten, aber das einzige Mittel gegen Erfrieren.

In der Schule hatten wir in diesem Winter anstatt Holz Torf bekommen, ganz zerfallenen, der nur rauchte und Asche hervorbrachte, aber keine Wärme lieferte. Einmal sah mich ein Parteiaktivist mit meiner Bürde aus dem Wald kommen und erkundigte sich im Dorf, wer das sei, denn nach einer Zigeunerin sah ich nicht aus. Als er hörte, dass es die „doamna saşilor“ sei, versammelte er alle Waldhüter aus dem Kreis Schäßburg und gab ihnen den Auftrag, die Lehrer mit Holz zu versorgen, auch ohne Bon.

Die kleinste Schule der Welt

Im Jahr 1950 (?) hatte Pruden und damit ich die kleinste Schule der Welt. In der Zeitung erschien ein Artikel, die kleinste Schule der Welt sei auf einer Hallig, mit fünf Kindern, vier Klassen ein Rektor. Ich war auch Rektor, bekam eine Zulage zum Gehalt, hatte auch vier Klassen zu unterrichten, erhielt eine Extrazahlung und hatte aber nur drei Schüler: Je einen Schüler in der ersten, der zweiten und der dritten Klasse. Die erlaubte Mindestzahl waren eigentlich fünf Schüler. Mit weniger Schülern wurde die Schule aufgelöst. Das wollte ich auf keinen Fall zulassen. Deshalb schrieb ich mit Einverständnis des rumänischen Lehrers, zwei rumänische Kinder ein. Das ging aber nicht gut, weil sie kein einziges Wort Deutsch konnten. Da musste ich nach einem anderen Ausweg suchen. Ich ging nach Schäßburg auf den Pfarrhof. Dort nannte man

mir zwei Kinder, die ohne Eltern geblieben waren und von ihren Nachbarn unterhalten wurden. Ich nahm sie mit nach Pruden. Ein kinderloses Ehepaar gab ihnen Quartier, das Essen bekamen sie reihum von den Dorfbewohnern, jeden Tag von einer anderen Familie. Sie gaben es mit einer bemerkenswerten Selbstverständlichkeit, damit ihre deutsche Schule nicht geschlossen würde. Im darauffolgenden Schuljahr kamen noch zwei Kinder dazu. Damit war der Bestand der Schule auf jeden Fall gesichert.

Theater und Blasmusik

Wir Lehrerinnen waren zu außerschulischen Tätigkeiten verpflichtet, d.h. wir mussten mit der Jugend Chor, Theater und Tänze einüben. Aber vor allem mussten wir Alphabetisierungs - Kurse für Motzen und Zigeuner abhalten. Mit der Jugend kam ich gut zurecht, aber Letzteres war eine Sache für sich. Niemand kam freiwillig in die Schule, ich musste zu ihnen nach Hause gehen. Am Ende des Kurses mussten sie eine Prüfung ablegen. Die Polizei brachte sie in die Schule und da musste ich mit ganz großen Buchstaben an die Tafel schreiben: „Trăiască Republica Populară Română, scumpa noastră patrie“. Das mussten sie abschreiben und darunter ihren Namen setzen. Das war die schriftliche Prüfung. Ein dicker Zigeuner, ich weiß nicht mehr, wie er hieß, saß vor seinem leeren Blatt und rührte sich nicht. Auf meine Frage, ob ich ihm helfen sollte, behauptete er: „Nu, știu totul“ (Nein, ich weiß alles!) Das Blatt aber blieb leer. Gegen Ende der Prüfung winkte er mich heran und sagte: „Știu să scriu, să - mi spuneți numai din ce capăt să încep“ (Ich kann schreiben, sagen Sie mir nur, wo ich anfangen soll).

Die Prüfung bestanden alle mit Glanz. Und als Beweis ihres Erfolges übte der rumänische Lehrer ein Theaterstück über Tito mit ihnen ein. Mein dicker Zigeuner stellte Tito dar. Über seinen Bauch, an einem breiten Gürtel angeklebt, stand mit großen Buchstaben „TITO“. Sämtliche Akteure standen in einer Reihe auf der Bühne. Es gab weder ein Bühnenbild noch Kostüme. Der Lehrer sagte einen Satz vor und einer der Schauspieler trat einen Schritt vor und wiederholte ihn. Beide Sätze hörte man bis in die letzte Reihe. Beim Höhepunkt angelangt, stand plötzlich eine Zuschauerin auf und rief: „Hai acasă, măi Ioane, încă n-ai dat la porci.“ (Komm nach Hause Ioane, du hast die Schweine noch nicht gefüttert). Darauf trat Tito an die Rampe und rief mit lauter Stimme in den Saal: „Ce ai cu mine, tu femeie? Eu nu-s bărbatul tău! Eu sînt călăul Tito!“ (Was willst du von mir, Frau? Ich bin nicht dein Mann! Ich bin der Henker Tito). Er trat wieder in die Reihe zurück und sie spielten weiter. Ich musste so lachen, dass ich am nächsten Tag Muskelkater um den Mund herum hatte. Was mich aber am meisten beeindruckt hatte, waren die Zuschauer. Ich hab selten ein Stück gesehen, bei dem die Zuschauer so mitgelebt haben und so begeistert waren wie jetzt. Es war das erste Mal, dass sie ihre Angehörigen auf der Bühne sahen.

Ein anderes Kapitel war die Blasmusik. Im Schulinventar waren einige Instrumente der Adjuvanten eingetragen: Ein Flügelhorn, ein Bassflügelhorn, ein Bass, zwei Trompeten, eine Klarinette. Von Halvelagen bekam ich den Befehl, entweder die Instrumente zu benutzen oder sie abzugeben. Letzteres wollte ich nicht. Aber wie sollte ich eine Blasmusik aufstellen? Alle, die früher gespielt hatten, waren in Deutschland oder Russland und es gab niemanden in der Gemeinde, der sich mit den Burschen abgeben wollte. Da lehrte ich sie erst einmal die Noten lesen. Dann kamen die

Instrumente dran. Ich selbst schaffte es nicht, den Instrumenten einen Ton zu entlocken. Und wie man mit den paar Klappen die Tonleiter hervorbringen sollte, war mir schleierhaft. Da borgte ich mir ein achtbässiges Akkordeon, spielte darauf das „C“ und jeder musste versuchen, auf seinem Instrument diesen Ton nachzuspielen. Es war nicht einfach, aber es klappte letztendlich recht gut. Dann versuchten wir, aus den Heften der Adjuvanten das erste Lied zu spielen. Es war ein dreizeiliger Walzer mit dem Titel „Geduld ist mir gewachsen, ein ganzer Garten voll“. Auf der zweiten Seite war eine ebenfalls dreizeilige Polka. Den Titel kenn ich nicht mehr, aber als beide Stücke einigermaßen klangen, spielten die Burschen nach dem Theater - zur Freude der Dorfbewohner - wie früher zum Tanz auf.

Da ich die einzige Lehrerin der Schule war, oblagen mir auch alle anderen außerschulischen Tätigkeiten. Ich musste mit der Jugend Chöre, Tänze und Theaterstücke einstudieren. Auf Befehl von oben mussten wir uns mit vierstimmigen Chören und Tänzen an irgendwelchen Wettbewerben beteiligen. Das meiste davon machte mir Spaß und den Jugendlichen ebenfalls. Während in anderen Gemeinden Polizei- und Parteiaktivisten sie zu den Proben brachten, kamen meine gern. Die Kollegen in den umliegenden Gemeinden beneideten mich deswegen. Ich selbst hatte aber auch viel Spaß, mit den jungen Prudnern zu arbeiten. Besonders das Singen machte meiner Truppe viel Freude. Mir weniger, denn ich konnte nicht singen und als Instrument hatte ich nur meine alte Blockflöte. Ich hatte Glück, dass meine Sänger sehr musikalisch waren, schnell lernten und von sich aus den richtigen Ton fanden. Ich hatte auch nur Sachsen im Chor, da die Motzen und Zigeuner nicht im Stande waren mehrstimmig zu singen. Um das zu beweisen, lud ich die Parteibonzen ein, bei den Proben zuzuhören. Sie gaben mir schließlich die Erlaubnis, nur mit den Sachsen zu proben. Bei Wettbewerben gewannen wir auch meistens einen Preis: Bücher für die Bücherei, die niemand las, Bänke für den „Gemeindesaal“, den wir nicht hatten. Als solcher diente eine Klasse in meiner Schule, 11 m lang und 7 m breit; keine Bühne. Die brauchten wir aber: Wir mussten schließlich jedes Jahr auch ein Theaterstück einüben. Die Bühne musste daher für jeden Auftritt neu gebaut werden. Zuerst ging ich mit einigen Burschen in den Wald und wir fällten eine gerade gewachsene Esche. Aus der wurden dann lange Sägeböcke als Füße für die Bühne gezimmert, darauf kamen lange Bretter. Die wurden vom Zaun des Pfarrers abmontiert und ausgeliehen. Den Vorhang, ein Übrigbleibsel aus der guten alten Zeit, lieh uns Frau Pfarrer. Noch einige Sprüche an der Wand und Möbelstücke und die Bühne war wunderschön, nur der Saal halt ein wenig zu klein. Das merkten auch die Petroleumlampen. Ihre Flammen wurden immer kleiner, bis sie schließlich aus Sauerstoffmangel ausgingen. Da mussten die Fenster geöffnet werden. Aber nicht alle ließen sich öffnen; einige waren zugenagelt. Da musste ich durch den Saal schreien: „Vom linken Fenster den rechten Flügel“ und so weiter, bis die Lampen wieder brannten und die Leute wieder atmen konnten. Dann ging das Spiel weiter.

Auf diesem Wege möchte ich den damaligen Jugendlichen meinen Dank ausrichten und ihnen meine Anerkennung zollen. Als ich nämlich einmal nicht zur Probe kommen konnte, weil ich mir den Fuß verstaucht hatte, holten die Burschen mich mit einem Schlitten ab und zogen mich durch die Gemeinde bis zum Versammlungsort. Waren keine Proben, traf man sich in der Spinnstube. Da wurde viel gearbeitet, gesungen,

gelacht und erzählt. Es war jedenfalls immer sehr unterhaltsam.

Sector agricol

Die Schule war aber nicht mein einziges Betätigungsfeld. Ich war verantwortlich für einen „sector agricol“ (landwirtschaftlicher Bereich) mit 50 Neubauern. Die musste ich während der Anbauzeit morgens fünf Uhr wecken und aufschreiben, wie viel sie zu säen vorhatten. Dann hieß es „vreo 2 feldere“ (ca. 40 Liter). Ich musste das aber in Quadratmeter und Ar aufschreiben. Ein schwieriges Unterfangen. Zum Schluss nach der Umrechnung war die angebaute Fläche dreimal so groß wie der ganze Prudner Hattert. In Wirklichkeit hatten die meisten aber gar nicht gesät, den vom Staat erhaltenen Weizen aufgegessen und den Sachsen den Anbau um die Hälfte überlassen. Nach dem Anbau musste ich nachts um 2:00 Uhr gehen, um Schafe zu zählen. Dies musste nachts geschehen, damit die Schafe nicht heimlich in den Nachbargarten getrieben wurden.

Meine Hauptaufgabe bestand aber darin, die Neubauern zu überzeugen, in die Kollektivwirtschaft einzutreten. Das war ein schwieriges Unterfangen, denn eben waren sie stolze Grundbesitzer geworden, lebten gut ohne zu arbeiten (die Zigeuner). Die Motzen verlangten alle, eine Hofstelle zugewiesen zu bekommen und 28.000 Lei, um sich ein Haus darauf bauen zu können. Von wem diese Idee stammte, weiß ich nicht. Jedenfalls trat nicht ein einziger in das Kollektiv ein, bevor er nicht das Versprochene erhalten hatte.

Zum Teil brachten die Motzen ihre Blockhütten aus dem Gebirge und stellten sie auf ihrem Hofplatz auf. Sie durften nicht mehr auf sächsischen Höfen wohnen. So kam es, dass hinter dem alten Pruden ein neues entstand, in Richtung Halvelagen.

Und auf diese Art kam auch Pruden zu einer Kollektivwirtschaft. Eintreten durfte nur, wer Boden besaß und diesen abgegeben hatte. Die Ernte wurde nach geleisteten Arbeitstagen verteilt. Wer keinen Grund hatte – die Sachsen – konnte auf der Staatsfarm arbeiten und sich so sein Brot verdienen.

Aushilfe in der Kanzlei

Eine andere wichtige Aufgabe war, in der Kanzlei auszuhelfen. Da waren nämlich solche beschäftigt, die des Lesens und des Schreibens gar nicht oder nur in geringem Maße kundig waren. Als Ausgleich bekam ich die Erlaubnis, den Schulgarten zu benutzen. Da sagte mir der Kurator, da sei genug Gras für ein Schaf. So schaffte ich mir ein Schaf an, es hieß Becky. Wenn Becky mit den anderen Schafen ins Dorf zurück kam, konnte ich nicht erkennen, welches Schaf mir gehörte. Dafür kannte aber jedes Kind mein Schaf. So hatte ich im Sommer Urda, Käse und Wolle. Die Wolle wurde in eine Kämmerei gebracht und dann spann ich und färbte sie mit grünen Nusschalen braun. Daraus strickte ich meinen Kindern Pullis, lange Hosen, Mützen, Socken und Handschuhe, alles, was man halt im Winter braucht. Zu kaufen gab es Derartiges nämlich nicht.

Im Herbst bekam ich für die Schule richtiges Holz zum Heizen. Um im Schuppen dafür Platz zu machen – da war noch immer viel vom zerfallenen Torf – leerte ich diesen auf das Beet im Garten und setzte im Frühjahr Kartoffeln. Denen gefiel der Torf wunderbar und meine Kartoffeln wurden prächtig; solche Kartoffeln, so viele und so dicke, hatte ich nicht erwartet. Das Holz, das wir anstelle des Torfs bekamen, war richtiges

Klafterholz und hatte eine lange Reise hinter sich. Erst mussten die Eltern meiner Schüler 200 m von der Schule entfernt, Holz auf den Wagen aufladen und nach Elisabethstadt auf den Bahnhof bringen. Dort luden sie es auf das Ende eines langen Holzstoßes ab. Vom anderen Ende des Holzstoßes wiederum luden sie Holz auf und brachten es nach Pruden. Ich hab nie verstanden, warum das Holz diese lange Reise machen musste.

Selbst ist die Frau

Ich hatte in Pruden noch mehrere Gelegenheiten, Erfahrung in der Landwirtschaft zu erwerben. Einige Jahre hindurch bekam ich statt der üblichen Brotkarten 25 Ar ($\frac{1}{4}$ ha) Ackerland, das ich aber selbst bearbeiten musste (ackern, eggen, säen, hacken, ernten). Jemanden dafür zu bezahlen, war nicht erlaubt. Ich hätte seine Arbeitskraft für mich ausgenutzt, das wiederum wäre Ausbeutung gewesen. Und als Ausbeuter hatte ich kein Recht auf ein Grundstück. So musste ich alles selbst machen. Obwohl ich in meinem Leben noch nie einen Pflug aus der Nähe gesehen hatte und auch nicht die leiseste Ahnung hatte, wie man damit umgeht. Der Pfarrer lieh mir seine Büffelkuh, die noch nie im Joch gegangen war. Und von Herrn Tatter erhielt ich eine Kuh und den Pflug. Er zeigte mir kurz, wie die Sache geht. Ich wusste es zwar immer noch nicht, aber die Kuh wusste, dass sie in der Furche gehen musste. So war ich bald mit dem Ackern fertig. Dann kam das Eggen. Da wusste die arme Kuh nicht mehr, wo sie gehen musste und lief über den Acker und ich mit der Egge am Seil hinterher. Es muss schon sehr lustig ausgesehen haben, denn Michael Gutt, der gerade vorbei ging, blieb stehen und lachte. Er rief mir zu, ich müsse nur rufen „links“ oder „rechts“, die Kuh verstehe das. Die Kuh schon, aber ich wusste nicht, wie man auf Kuhisch „links“ oder „rechts“ sagte. Er erbarmte sich meiner und eggte und besäte den Acker für mich. Ich war ihm für seine Hilfe überaus dankbar.

Das Lustige dabei war, dass die Bauern schon längst gesät hatten und der Mais schon bald gehackt werden musste. Er war aber schwach, denn es hatte nicht geregnet. Auf meinen frisch gesäten Mais fiel in der ersten Nacht ein feiner, warmer Regen und so wurde er der schönste weit und breit.

Beim Hacken fragte ich einen Bauern, der in der Nähe war, wie viel Platz zwischen den einzelnen Stängeln sein müsste. Er sagte mir, so viel, dass ein Schaf dazwischen Platz hätte. Da wusste ich erst recht nicht, ob das der Länge oder der Breite nach gemeint war. Trotzdem hatte ich im Herbst schönen Mais zu ernten. Den brachte ich meinen Eltern nach Schäßburg. Damit fütterten sie ein Schwein und hatten auch Palukesmehl. Dies war wichtig, da es nichts zu kaufen gab.

Wild in den Wäldern

Was für mich auch zu Pruden gehört, ist das Wild in den Wäldern. Da gab es nicht nur Rehe und Hirsche, sondern auch viele Wildschweine und Wölfe. Mit all diesen Vierbeinern hatte ich oft denkwürdige Begegnungen, die für mich ziemlich aufregend waren. Als ich einmal im Dunklen mit dem Rad nach Pruden unterwegs war, lief ein Tier die ganze Zeit neben mir im Graben mit. Ich dachte, es sei ein Hund, und versuchte ständig, ihn durch Rufe zu verscheuchen. Er ließ sich aber nicht beirren und folgte mir auf Schritt und Tritt. Als ich am Prudner Bach ankam, blieb er stehen und stieß einen gräßlichen Schnaufer aus: Es war kein Hund, der mich begleitet hatte, sondern ein Wildschwein!

An der gleichen Stelle unter den Weingärten traf ich einmal auf einen Hirsch. Es knackte plötzlich im Gebüsch und vor mir stand ein riesiger Hirsch mit einem noch riesigeren Geweih. Ich wusste nicht, dass so ein Tier eine so breite Brust hat. Er stand 3 m vor mir, senkte und hob den Kopf mit seinem eindrucksvollen Geweih und stapfte mit dem Vorderfuß auf die Erde. Mir blieb vor Schreck der Atem stehen, obwohl ich wusste, dass Hirsche dem Menschen eigentlich nichts tun. Hinter ihm kamen noch etliche Hirschkühe aus dem Wald und liefen über die Straße auf die Wiese. Sie verharrten in einiger Entfernung. Da machte auch mein Gegenüber kehrt und folgte den Kühen.

Bedeutend mehr Angst jagten mir aber die Wölfe ein. Ich hatte öfters das Vergnügen, sie aus der Nähe in freier Wildbahn zu bewundern. Jedesmal zitterten mir dabei gehörig die Knie. Eines dieser Zusammentreffen ereignete sich wiederum unter den Weinbergen an der Kokel. Ich fuhr mit dem Rad nach Pruden. Da kam mir ein Wagen entgegen. Die Leute fuchtelten mit den Armen und machten mir Zeichen. Da sprang Hans Keul aus dem Wagen, nahm die Axt und schritt auf mich zu. Das kam mir etwas sonderbar vor. Als ich um die kleine Bergnase fuhr, stand ein Wolf vor mir. Seine Aufmerksamkeit galt aber dem Wagen. Als ich so plötzlich vor ihm auftauchte, war er genau so überrascht wie ich, machte kehrt und lief in den Weinberg zurück.

Bei der zweiten Begegnung lief ich in Todesangst nicht vor einem, sondern vor einem ganzen Rudel Wölfe davon. Es war auch nicht Herbst, sondern tiefster Winter, 2:00 Uhr nachts bei Mondenschein und dickem Schnee. Ich war allein unterwegs zwischen Halvelagen und Pruden. Es war an einem 30. Dezember. Was ich da machte? Am Nachmittag wurden die Schuldirektoren beider Gemeinden nach Halvelagen bestellt, um den Kostenvoranschlag für die Schulen zu machen. Der musste am nächsten Tag bei der Kreisverwaltung vorliegen. So stapfte ich mit dem rumänischen Lehrer nach dem Mittagessen los. Aber mit unserer Arbeit wurden wir erst weit nach Mitternacht fertig. Alle anderen verschwanden in Windeseile zum Bahnhof, um nach Hause zu kommen (Alisch, Mediasch). Und ich stand plötzlich alleine in Halvelagen auf der Straße. Nirgends war mehr ein Licht zu sehen, außer dem Mond.

Da ich die Strecke nach Pruden so oft gegangen war und mir dabei noch nie etwas passiert war, beschloss ich, mich auf den Heimweg zu machen. Also stapfte ich durch den Schnee zurück nach Pruden. Auf halber Strecke zum Wald, als ich gerade um eine kleine Kurve bog, hörte ich gräßliche Laute, und was ich da sah, ließ mir das Blut erstarren: Etwa 100 m vor mir stießen ein Rudel Wölfe neben der Straße aufeinander und knurrten und heulten entsetzlich. Was sollte ich tun? An den Wölfen vorbei? Nein. Also ging ich langsam rückwärts, solange ich sie sehen konnte, dann machte ich kehrt und lief so schnell ich konnte nach Halvelagen zurück. Da hatte ich Glück, dass mir ein Wagen entgegen kam. Es waren die Angestellten der Staatsfarm, die auch den Kostenvoranschlag einreichen mussten und auf dem Heimweg nach Pruden waren. Sie sahen mich und nahmen mich mit und retteten mir sozusagen das Leben.

Von den Wölfen war bis auf ihre Spuren im Schnee nichts mehr zu sehen. Wieder zu Hause war mein erster Gang zum Spiegel. Ich wollte sehen, ob ich nicht vor lauter Angst weiße Haare bekommen hatte. Es war nicht der Fall.

Drei Wölfe im Dorf

Ein anderes Mal sah ich gleich drei Wölfe und diesmal von meinem Fenster im Pfarrhaus aus. Sie hetzten eine Hirschkuh durch das Dorf. Zwei Wölfe liefen seitlich von ihr und einer hinter ihr her bis zu der Kirche. Neben dem Pfarrhaus war der einzige Laden des Ortes und an dem Tag war auf der Staatsfarm Zahntag. Jeder kaufte sich sein Schnäpschen. Die Straße war voller fröhlicher Männer. Die Hirschkuh blieb stehen; die Wölfe auch. Die Männer, nachdem sie sich von der Verwunderung erholt hatten, fingen an, mit den Armen herumzufuchteln und zu schreien. Die Hirschkuh brach zusammen, die Wölfe liefen zurück. Der Waldhüter, der auch unter den Leuten war, brachte die zusammengebrochene Kuh in seinen Stall, wo sie nach kurzer Zeit verendete.

In den 13 Jahren meines Aufenthalts in Pruden hab ich noch oft Wild gesehen. Aber diese Begegnungen waren nicht so spektakulär. Nur einmal hatte ich gelacht, bei einem Erlebnis mit einem Wolf. Wir, d.h. „die Spitze“ der Prudner Gesellschaft, waren in der Kanzlei versammelt und warteten auf einen Parteiaktivisten aus Schäßburg, der eine Sitzung leiten sollte. Nach einiger Zeit des Wartens wurde die Tür aufgerissen und herein stürmte ein bedauernswerter Mann: Knallrot und schweißüberströmt das Gesicht, das Hemd offen, die Schuhe morastig und schrie uns entgegen: „Nu mai viu la Prod!“ (Ich komme nie mehr nach Pruden!) Was war geschehen? Er hatte eine Abkürzung durch den Wald genommen und war dabei auf einen Wolf gestoßen. Den Dorfbewohnern war dieser wohlbekannt; er war nämlich häufig an der Stelle anzutreffen, tat aber nichts Böses. Als nun der Aktivist vor lauter Angst zu laufen anfang, folgte ihm der Wolf und begleitete ihn bis zur Gemeinde. Die Angst des Parteiaktivisten war daher durchaus verständlich.

Er war nach Pruden gekommen, um die Wahlen vorzubereiten, um dafür zu sorgen, dass alles reibungslos abläuft. Ich musste in der Nacht vor dem großen Tag in der Kanzlei Telefondienst machen. Auf einem Sofa schnarchte der erschöpfte Aktivist. Nach Mitternacht wurde die Tür aufgerissen, der Nachtwächter stürmte atemlos herein und brüllte: „Dușmanul de clasă se mișcă!“ (Der Klassenfeind rührt sich!) Der Aktivist horchte auf, fuhr in seinen Pelzmantel und mit gewichtigen Schritten marschierten sie hinaus, um den Klassenfeind auf frischer Tat zu ertappen. Nach kurzer Zeit kamen sie zurück geschlichen. Was war geschehen? Der Klassenfeind (Herr Keul, der Müller) hatte keine Gegendemonstration vorbereitet, sondern Schweine auf den Wagen geladen, um sie in Mediasch zu verkaufen.

Bei den Wahlen kam es trotz aller Vorsorge zu einem unvorstellbar schrecklichen Vorkommnis: Beim Auszählen der Stimmen stießen wir auf einen Stimmzettel, der mit dicken Strichen überzogen war und darauf in großen Buchstaben geschrieben stand: „Nu vreau“ (Ich will nicht!) Was war zu tun? Denn es durfte nicht sein, dass der Kandidat nicht mit 100 % der Stimmen gewählt wurde. Die Sache schlug hohe Wellen und ging bis zum Rayon. Auch da wusste man keinen Rat. Sollte man die Wahl annullieren, den betroffenen Wahlzettel vernichten oder gab es noch eine andere Lösung? Die Aufregung war jedenfalls sehr groß. Wie die Sache schließlich gelöst wurde, weiß ich nicht mehr. Oder verlief alles im Sand?

Seidenraupen

Am Anfang vom Sommer bekam ich ein Tütchen, wie ein Samentütchen, mit 10 Gramm Seidenraupeneiern. Die sollten wir, d.h. meine drei Schulkinder und ich, füttern und die Kokons abliefern. Es war nur eine winzige Menge schwarzer Kügelchen. Das schaffen wir schon, dachte ich, legte sie in einen Schuhkarton, Maulbeerblätter darüber und dachte nichts Böses. Nach kurzer Zeit wimmelte es in dem Karton von kleinen Rüpchen, die grässlichen Hunger hatten, Tag und Nacht fraßen und stetig wuchsen. Ich erhielt eine dicke Rolle mit durchlöchertertem Papier. Dieses musste ich jeden Abend über die Raupen ausbreiten und frische Blätter darauf streuen. Dann krochen die Raupen durch die Löcher hindurch zu den frischen Blättern, einige blieben zurück. Diese musste ich mit dem Finger abklauben und auf die frische Lage legen, was mir nicht sehr angenehm war.

Beim Füttern der Raupen hatte ich das Glück, dass Ditz Lingner, der Sohn des Pfarrers, zu Hause war. Er half mir beim Pflücken der Blätter, täglich sammelten wir einen 100 Liter Sack voll, Maulbeerbäume gab es nur ganz wenige im Dorf. Nach kurzer Zeit wimmelte die ganze Klasse vor Raupen. Sie begannen sich einzuspinnen. Ich stellte die kahlen Äste im Klassenzimmer auf, aber das reichte längst nicht aus. An den unmöglichsten Stellen spannen die Viehcher sich ein. Zum Schluss konnte ich aber stolze 10 kg Kokons abliefern und bekam als Belohnung Baumwolle, woraus ich Tischtücher webte.

Russischunterricht

An einem Samstag bei einer üblichen Direktorensitzung in Schäßburg wurden wir gefragt, wie viele Kinder in der 4. Klasse eingeschrieben seien. Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür und herein wurden etliche Kisten mit Bücher gebracht. Wir waren alle sehr gespannt, was uns da erwartete. Da bekam jeder für jedes Kind der 4. Klasse ein Buch ausgehändigt. Es handelte sich dabei um Lehrbücher der russischen Sprache. Am darauf folgenden Montag mussten alle 4. Klassen Russischunterricht erhalten. Ich hatte keine Ahnung, weder vom Alphabet noch von der Sprache. Ich hatte aber Glück, denn im Pfarrhaus wohnte außer mir noch eine Lehrerin, die aus der Moldau geflüchtet war. Sie war des Russischen mächtig und unterrichtete mich abends. Mein frisch erlerntes Wissen übermittelte ich am nächsten Tag den Schülern. Diese Methode wendete ich im ganzen Schuljahr an.

Das Kreuz auf der rumänischen Schule

Eines schönen Tages erschien in meiner Schule eine Delegation von Parteileuten aus Bukarest. Sie wollten von mir wissen, wie viele Mischehen es in Pruden gab. Natürlich gab es keine. Da wurde ich furchtbar beschimpft, nicht genug Überzeugungsarbeit geleistet zu haben. Um etwas Erfreulichereres zu erfahren, gingen sie in die rumänische Schule. Auf dem Weg dorthin fiel ihnen als erstes das Kreuz auf dem Giebel der rumänischen Schule auf. Das war für sie natürlich völlig inakzeptabel. Wütend gingen sie zum Direktor und verlangten von ihm, das Kreuz sofort zu entfernen. Der Direktor rief in seiner Verzweiflung den Herrn Mailat, den Parteisekretär von Pruden, um das Problem zu beseitigen. Dieser hörte sich das Anliegen an und rief: „Asta nu pot sa fac, mă bate Dumnezeu!“ (Das kann ich nicht tun. Gott wird mich strafen!). Das war für die Kommission der richtige Spruch!

Wer das Kreuz letztendlich herunter holte, weiß ich nicht, jedenfalls war es nicht Herr Mailat. Ein Gutes hatte die Sache mit dem Kreuz allerdings: Während dieser Aktion wurde nämlich festgestellt, dass der ganze Dachstuhl vom Holzwurm völlig zerstört war und sicher bald eingestürzt wäre.

Ein schrecklicher Unfall

An einem Vormittag während des Unterrichts gab es plötzlich einen fürchterlichen Knall in der unmittelbaren Nachbarschaft. Alle Jungen in der Klasse sprangen auf und riefen: „Er hat es getan!“. Was sie damit meinten, konnte ich nicht von ihnen erfahren. Ein Nachbarjunge, ein Motz, hatte mit dem Hammer auf eine Granate geschlagen, die er vermutlich irgendwo gefunden hatte. Sie explodierte und verwundete den Jungen schwer. Die Aufregung war sehr groß; Polizei und Partei versuchten herauszufinden, woher die Munition stammte. Aber obwohl alle Jungen es anscheinend wussten, konnte es nicht aufgeklärt werden.

Ende meiner Prudner Zeit

Das Unterrichten in Pruden hat mir viel Freude bereitet und den Schülern anscheinend auch. Daher konnte sich auch das Ergebnis sehen lassen: In der weiterführenden Schule in Alisch waren sie immer unter den Besten. Die Alischer führten dies auf meine Unterrichtsmethoden zurück. Als dort eine Stelle frei wurde, forderten sie mich an. So kam es, dass ich 1961 Pruden verließ. Aber auch heute noch erinnere ich mich gerne an die Zeit, die ich dort als Lehrerin verbracht habe. Auch ich habe dort eine Menge gelernt: Ich lernte Menschen kennen und schätzen, die von früh bis spät arbeiteten, ohne Pause und Urlaub, ohne sich zu beschweren. Bei jeder Gelegenheit stimmten sie ein passendes Lied an, denn davon hatten sie eine große Auswahl. Auch heute noch denke ich gern an meine Prudner Zeit: Trotz all den Schwierigkeiten war es schön!

Anmerkung der Redaktion:

Die ehemaligen Schüler und Eltern sind dankbar, dass sie so eine tüchtige und einsatzbereite Lehrerin haben durften.

Internatsschüler in Groß-Alisch Lukas Geddert

Ich bin gebürtiger Prudner und war von 1951 bis 1953 Schüler an der Oberstufe der Schule in Groß-Alisch. Mit großem Interesse habe ich die beiden ersten Ausgaben der „Groß-Alischer Nachrichten“ gelesen und mich ganz besonders über die Berichte aus der Schulzeit gefreut.

Als es noch kein Internat in Alisch gab, sind wir Schüler aus Pruden täglich über die „Hill“ (Berg) zu Fuß in die Schule und nach Hause marschiert. Oft sind wir in der Früh im Dunkeln von zu Hause weggegangen und am Abend im Dunkeln wieder heimgekehrt. Für viele war dieser tägliche Weg beschwerlich. Als Fünftkläßler waren einige von uns noch etwas klein, wogegen andere Schüler drei Jahre älter und bedeutend robuster waren. Außerdem musste eine Lösung für den

nahenden Winter gefunden werden. Nach Umfragen und Fürsprache unserer Lehrer wurden wir Prudner Schüler von verschiedenen netten Alischer Familien aufgenommen und gepflegt und wir konnten sogar für eine Übergangszeit bei den



Schule in Groß-Alisch Foto: Lukas Geddert 2008



Internat 1952 Foto: Lukas Geddert 2008

Familien wohnen. Diese menschliche Geste werde ich niemals vergessen.

Meine Schwester Elisabeth und ich wurden von der Familie Johann Kuttesch, Haus Nr. 210, freundlichst aufgenommen, obwohl die Familie aus fünf Personen bestand. Ich würde gerne auch alle anderen Alischer Familien erwähnen, leider weiß ich nach über 50 Jahren nur noch die Namen der Familien Rudolf Paul und Michael Lingner. Alle anderen Wohltäter sollen mir verzeihen.

Auf diesem Weg möchte ich mich im Namen aller ehemaliger Prudner Schüler recht

herzlich bei den Familien für die freundliche Aufnahme bedanken. Ich bin mir sicher, dass die Prudner sich genau so um die Alischer Schüler gekümmert hätten. Das Gefühl, für einander da zu sein, war in dieser Zeit sehr geprägt. Nach Fertigstellung des Internates sind wir dort freudig eingezogen. Anfangs haben wir auch zu zweit in einem Bett geschlafen, was trotzdem besser war als der tägliche Marsch über den Berg. Unsere Eltern lieferten Lebensmittel, jeder so viel und was er konnte und hatte. Die Schule erhielt von der Gemeinde den „Internatacker“ zum Anbau von Kartoffeln und Gemüse. Dieser Acker wurde von den Internatsbewohnern, aber auch von den Schülern der Oberstufe bearbeitet. Die Ernte wurde im Keller der Familie Kraft eingelagert, wo sich auch unsere Kantine befand. Wir waren sozusagen Selbstversorger. Küchendienst musste von uns Schülern nach einem festen Plan geleistet werden. Wir hatten zwei sehr gute Köchinnen, Elisabeth Schuster und Maria Zenn, die sich auch sonst rührend um uns kümmerten. Sie waren unsere Ersatzmütter. Mit dem kleinen Beitrag, den unsere Eltern für Wohnen und Verpflegung zahlten, konnten Fleisch, Milch, Zucker und andere Lebensmittel gekauft werden, die unsere Eltern nicht liefern konnten. Brot wurde anfangs selber gebacken, später dann aus der Bäckerei aus Schäßburg gebracht.

Es gab eine strenge Internatsordnung. Fehler und Verstöße wurden geahndet und bestraft. In Ausnahmefällen benachrichtigte man die Eltern. Nachmittags wurden die Hausaufgaben unter der Aufsicht eines Lehrers in den Klassenräumen der Schule erledigt. Geschlossen ging man dann von hier zum Abendessen in die Kantine. Eigentlich besuchten wir eine Ganztagschule. Ihre straffe Ordnung hatte jedoch positive Aspekte: Die Hausaufgaben waren immer gemacht, es gab kein Zuspätkommen zum Unterricht und wir betrieben Sport, da man in der Freizeit nichts Besseres zu tun hatte. Die Alischer Kinder dagegen mussten nach dem Unterricht in Haus, Hof und bei der Feldarbeit helfen, waren dafür aber zu Hause in der Familie und wir nicht.

Ich behaupte, die Schulzeit in Groß-Alisch hat uns für den Rest des Lebens geprägt. Wir waren für weiterbildende Schulen sehr gut vorbereitet und mussten nur noch weitermachen, und das haben auch die meisten von uns Internatsschülern getan. Das Wissen und den Mut dazu haben wir unseren hervorragenden Lehrern zu verdanken. Sie waren einmalig. Abschließend möchte ich mich bei ihnen bedanken, wenn sie noch leben und diese Zeilen lesen. Sie haben uns den Weg für die Zukunft gezeigt, haben durch ihr Wirken uns zu rechtschaffenden Menschen erzogen und bei uns für immer eine dankbare Erinnerung an Groß-Alisch hinterlassen.

**„Better late than never!“
Michael Dengel**

Verfolgt man die Debatten über die deutsche Schule von heute, muss man sich mit Vokabeln auseinandersetzen, die einem Zweifel aufkommen lassen, ob man denn selber auch schon mal zur Schule gegangen sei. Man muss dort heute Schlüsselqualifikationen erwerben, vom linearen zum vernetzten Denken übergehen,

soll Flexibilität und Teamfähigkeit üben, von der regionalen zur globalen Orientierung übergehen, damit man durch den ständigen Informationsaustausch zu selbstständigen Problemlösungen gelangen kann. Deutschland befindet sich auf dem Weg von der Industrie- zur Wissensgesellschaft. Dieser Wandel setzt lebenslang Lernen voraus, denn Bildung ist die Schlüsselressource eines rohstoffarmen Landes wie Deutschland. Und was zeigt die Pisa-Studie? Die Deutschen sind bekanntlich ein vergrübeltes Volk. Sie wollen stets den Dingen auf den Grund gehen. Und stehen wichtige Ereignisse an, bereiten sie sich mit gebührendem Ernst darauf vor. Die Ergebnisse jedoch sind nicht immer das, was man sich vorgestellt hat. "Klug ist jeder. Der eine vorher, der andere nachher." (russisches Sprichwort)

Vergleicht man die jetzige Situation der Schulen in Deutschland mit jener der Alischer Schule, als wir sie besuchten, so stellen wir fest, dass diese damals auch vor einem Umbruch stand. Ich bewundere heute noch unsere damaligen Lehrer, wie sie alle Aufgaben und Verpflichtungen bewältigten. Allein das Internat und die zahlreichen Internatsschüler aus so vielen Nachbargemeinden war ein riesiges Unternehmen. Da es geeignete Gebäude zunächst nicht gab, wurden wir bei Alischer Familien untergebracht. Heute würde man angesichts solcher Hilfsbereitschaft von Solidarität sprechen. In Siebenbürgen kannte man dieses Wort nicht; man lebte jedoch seinen Inhalt. Auch ich möchte mich auf diesem Wege im Namen aller Schüler aus Pruden, Zendersch, Marienburg, Reußdorf, Dunnesdorf, Weißkirch für die Gastfreundschaft der Groß-Alischer herzlich bedanken. „Better late than never!“ (englisches Sprichwort: Lieber spät als nie!)

Danken will ich auch unseren lieben Köchinnen, Frau Zenn und Frau Schuster, die in hervorragender Weise für unser leibliches Wohl sorgten. Nach vielen Jahren kam ich als Lehrer in Lasseln erneut in den Genuss der Kochkünste der „Mizitant“. Frau Fakesch betreute wie eine umsichtige Mutter das Internat in der Nähe der rumänischen Kirche. Diese drei Frauen übernahmen bei vielen von uns die Mutterrolle, vor allen bei denen, die durch Deportation nach Russland ohne Mutter oder Vater aufwachsen mussten. Die Nachkriegszeit war für alle eine Zeit voller Entbehrungen. Auch in Alisch hatte der Krieg tiefe Wunden geschlagen. Es gab viele Waisen und Halbwaisen. Um so mehr muss man die Hilfsbereitschaft der Alischer würdigen. Die Ganztagschule, die man nun auch hier in Deutschland fordert, erlebten wir Internatsschüler schon damals. Die Lernstunden, von deutschen und rumänischen Lehrern betreut, war ein fester Bestandteil unseres Schulalltags. Abends gingen wir in Reih und Glied, deutsche Lieder singend, z.B. „Ich ging im Walde so für mich hin“, zum Abendessen und anschließend ins Internat. Nach diesen Gesängen konnten sich die Alischer zeitlich orientieren, zumindest diejenigen, deren Häuser auf unserem Weg lagen. Es grenzt an ein Wunder, dass die rumänische Obrigkeit diese deutschen Lieder nicht verbot, zumal der Nationalismus schon damals sehr verbreitet war, sogar unter einigen rumänischen Lehrern. Ich erinnere mich, dass Frau Gherman in einer Lernstunde folgende Bemerkung machte, nachdem einer von uns ein tintenverschmutztes Blatt ausgerissen und zerknüllt hatte: „Scoala germana rupe carti.“

Die Alischer Schule, eingebettet in die ernste und ehrwürdige Tradition siebenbürgischer Lehranstalten, geleitet von gesundem Menschenverstand, setzte in

unserer Erziehung und Bildung Akzente und gab uns Halt. Der Lehrer war eine Respektsperson, ihm galt es zu gehorchen. Ihrer Verantwortung voll und ganz bewusst, orientierten die Lehrer ihren Unterricht, trotz Vorschriften des Lehrplans, an wertvollen Texten der deutschen Klassik und der modernen Literatur. Die Elternabende wurden gründlich vorbereitet, was ohne „Teamarbeit“ nicht möglich gewesen wäre. Balladen, Szenenspiele, Chorlieder kamen zum Vortrag - niveauvolle Veranstaltungen. In den letzten Jahrzehnten war der Lehrer hier in Deutschland der Prügelknabe der Nation. Wundert da der Zickzackkurs des deutschen Bildungswesens?

Obwohl ich in Mathematik nicht sonderlich begabt war, erinnere ich mich mit Bewunderung der mathematischen Beweise von Frau Luise Zikeli. Sie waren Musterbeispiele wissenschaftlichen Arbeitens. Meine Frau, die hier in Deutschland jahrelang Mathematik unterrichtet hat, beklagte die Unwissenschaftlichkeit des hiesigen Mathematikunterrichts. Durch die „Entrümpelung“ der Lehrpläne gingen diesem Fach - und nicht nur diesem - wichtige Grundlagen verloren. Frau Professor Hildegard Höchsmann war für uns so etwas wie ein „Universalgenie“. Zu allem konnte sie aus dem Stegreif was sagen. An einem Nachmittag hatten wir uns auf dem Dachboden der Schule versteckt. Dort stießen wir ganz unverhofft auf Berge von kostbaren deutschen Büchern - sogar edle Klassikerausgaben waren darunter - die dort offensichtlich ihrer Zerstörung harften. Jeder von uns nahm sich mit, was ihn zu interessieren schien. Ich griff mir zwei Bücher: den Roman „Titan“ von Jean Paul und



Kirche in Groß-Alisch / Foto: Lukas Geddert 2008

ein wissenschaftliches Buch mit dem Titel „Moloch Maschine“. Im Internat zeigte ich diese Bücher Frau Prof. Höchsmann. Sie wußte natürlich über Jean Paul Bescheid und beim zweiten Buch korrigierte sie mich, denn ich hatte den Titel als „Molch“ Maschine gelesen, weil wir in Naturkunde, wie damals das Fach Biologie hieß, über Frösche und Molche gelernt hatten. Sie machte mich auf den Fehler aufmerksam und sagte mir, dass „Moloch“ ein persischer Gott des Feuers sei. Das merkte ich mir. Als ich nach dem Gymnasium im ersten Jahr in Klausenburg Germanistik studierte und mit vielen Studenten aller Fremdsprachen in einem großen Amphitheater-Hörsaal der Vorlesung des Lektors lauschte, fragte dieser plötzlich, ob jemand wisse, was ein „Moloch“ sei. Niemand meldete sich. Ich saß ganz oben in einer Ecke und in die Stille des Vorlesungssaales rief ich: „Moloch e un zeu al focului din Persia.“ („Moloch ist ein persischer Gott des Feuers.“) Der Lektor war erstaunt. Seine Prüfungen waren streng und jeder hatte Angst vor ihm. Ich jedoch war sein Mann, obwohl ich damals noch nicht fließend Rumänisch sprechen konnte. Ich war immer dankbar für Hinweise, die man uns zusätzlich zu den Lehrbüchern gab. Dankbar bin ich, dass ich auch in Schäßburg Lehrer mit „vernetztem Denken“ hatte. Prof. Hügel, Prof. Irtel und Prof. Lang verdanke ich sehr viel. Michael Dengel - Auszug aus dem Groß-Alischer Heimatblatt

Familie von Pfarrer Lingner Gertrud Wagner

Meine Eltern:

Andreas Lingner 1904 bis 1962, geboren in Dunnesdorf.

Adele, geborene Binder, 1905 bis 1974, geboren in Mergeln bei Agnetheln.



Pfarrer Andreas Lingner



Adele Lingner

Pruden war der Mittelpunkt meiner Familie geworden. Dort verbrachten wir von 1943 bis 1962 die längste und schwerste Zeit, ich meine die Nachkriegszeit, unseres Lebens. Wir Kinder sind dort Erwachsene geworden; auch dort wurden uns schon Wertevorstellungen vorgelebt, wie z. B. soziales Verhalten, Respekt vor dem Alter und Krankheit.

Mein Vater kam 1943 als Pfarrer nach Pruden. Die Familie Lingner hatte große Ländereien im benachbarten Dunnesdorf; davon sollte die ganze Familie profitieren. Es kam bekanntlich ganz anders. Enteignung, Verarmung; das ist uns allen wohl bekannt. Er hatte sein Theologiestudium 1927 in Zürich beendet und ging dann als Pfarrer zurück nach Siebenbürgen. Er liebte es sehr, sich in philosophische Bücher zu vertiefen.

Meine Mutter war Lehrerin, übte aber ihren Beruf unter den Kommunisten nicht mehr aus. In den schweren Jahren nach 1945 haben sie gemeinsam unentgeltlich die Prudner Schule weitergeführt, bis die Kirchengemeinde wieder in der Lage war, einen Lehrer einzustellen. Zu unserem Glück war mein Vater wirtschaftlich begabt. Alles, was er anpflanzte, gedieh. Es gab Bienen, Kühe, Schweine, Schafe, so dass es uns in der schweren Zeit an nichts mangelte. Es wurde ein offenes und gastfreundliches Haus geführt. Jeder war gerne gesehen und wurde bewirtet. Auch die Pfarrerskinder von Groß-Alisch kamen gerne und erzählen heute noch, wie sie ihre Schritte beschleunigten, je näher sie an Pruden kamen. Unser guter Geist in der Familie war die „Lisi-Guet“ (Lukas Gedderts Mutter). Sie half uns immer in Notsituationen aus. Nach dem Tod meines Vaters musste meine Mutter Pruden verlassen. Bis zu ihrem Tod (1974) hat sie bei uns Kindern gewohnt. Ihr letzter Wunsch, in Pruden begraben zu werden, konnten wir ihr erfüllen. Nun sind sie beide dort zur letzten Ruhe gebettet, nach einem schönen und erfüllten Leben in unserer geliebten siebenbürgischen Heimat.



v. l. Karin, Andreas und Gertrud Lingner



Andreas Lingner

Es waren drei Pfarrerskinder, die hatten einander so lieb, geblieben ist nur eines
Andreas (Ditz) 1933 – 2003 Gertrud 1936 Karin 1938 – 2005

Mein Bruder Ditz war der Älteste. Er war ein phantasiebegabtes Kind, schon früh war er darauf versessen, Eisenbahnen aus Küchenstühlen zu bauen, in die ich mich dann



v. l. Lehrerin Rose Lingner, Frau Lingner, Pfarrer Lingner
vorne: Gertrud und Gertrud

wirklichen „Helden“ des Lebens (nach dem Fragebogen von Marcel Proust). Nun bin ich von unserer Familie die einzig Überlebende, so dass ich keine direkten Erlebnisse mehr austauschen kann.

Dennoch erstaunt es mich, wie viele Erinnerungen sich um Dinge ranken, die zu ihrer Zeit unbemerkt geblieben und die ich heute wachrufen kann. Da sind z.B. die Spiele mit den Kindern des Dorfes, die vielen Besucher auf dem Pfarrhof, die interessante Arbeit meines Vaters als Pfarrer.

Erinnern kann ich mich besonders an die kalten Tage des Januar 1945, als sich die Blüte unserer Gemeinde versammeln musste, um nach Russland deportiert zu werden. Sie standen zusammen und sangen gemeinsam „Mer wellen bleiben wat mer seng“. Es war herzerreißend, diese schrecklichen Schicksalsschläge unseres Volkes hautnah miterleben zu müssen. Die grauenvollen Eindrücke haben sich für mein ganzes Leben im Ge-

reinsetzen und virtuelle Reisen in die weite Welt machen konnte. Später baute er nur noch Schiffe. Er kannte alle großen Segelschiffe der Welt und versuchte sie, maßstabgerecht nachzubauen. Sein Hang zum Schiffsbau war uns allen unbegreiflich, da das Bächlein von Pruden nun wirklich keine Inspiration für die große Seefahrt bot.

Die einzige, die immer Verständnis für ihn hatte, war die Lehrerin Rose. Sie wurden auch später ein Paar und zogen vier Kinder groß. Meine wunderbare Schwester Karin wurde medizinisch-technische Assistentin und heiratete den Dipl. Ing. Ortwin Lieb aus Mediasch. Sie bekamen drei Kinder, eines davon behindert. Die Betreuung und die Erziehung des behinderten Kindes erforderte viel Kraft und seelische Stärke. Ich hatte viel Einblick in die Familie. Für mich waren meine Schwester und mein Schwager die

dächtnis eingebrannt. Von da an veränderte sich unser Leben in Siebenbürgen fundamental. Es blieben überwiegend nur noch Kinder und Alte im Dorf zurück. Die Kühe brüllten nachts, weil niemand sie melken konnte und ich weiß nicht mehr, wie dieses Problem gelöst wurde. Mein Vater kam zum Glück zurück; wir konnten es kaum fassen. So gehörten wir zu den wenigen Kindern, die noch Eltern hatten. Alle unsere Schulfreunde mussten auf den Feldern mithelfen. Zeit zum Spielen blieb kaum noch. Die Tragik dieser Situation kann ich nur im Rückblick richtig begreifen. Es gab im Dorf praktisch keine intakte Familie mehr. Entweder es fehlte ein Elternteil (meistens der Vater) oder es fehlten beide Eltern und die Kinder landeten bei den Großeltern oder irgendwelchen Verwandten. Es wurde von allen enorme Opfer gebracht, um das Gemeinschaftsleben einigermaßen im Gang zu halten. Diese Situation hat sich auch nicht mehr normalisiert und führte letzten Endes zur langsamen Auflösung der Dorfgemeinschaft. Worauf ich hinaus will, ist, diesen Menschen, die Unvorstellbares geleistet haben, im Nachhinein meine Anerkennung und Dank auf diesem Weg auszusprechen. Damals konnte ich das nicht erkennen.

Als Kind stand ich so gerne vor dem Pfarrhaus, wenn die Kirchenglocken zum Kirchengang riefen. Aus allen Häusern kamen die Menschen in ihrer Tracht hervor und es begann der wunderschöne, gemächliche Kirchengang. Dann erinnere ich mich gerne an die Brautpaare, die am Abend in ihrer Tracht zum Pfarrhaus kamen. Wir Kinder lauschten immer an der Türe. Ähnlich war es auch, wenn der Kurator und die Kirchenväter sich zur Besprechung bei meinem Vater einfanden. Sie pflegten ihre Entscheidungen mit dem Satz zu beenden: **„Sofern wir leben und verbleiben werden“**.



v. l. Karin, Andreas und Gertrud Lingner

Wenn wir in die Ferien nach Hause kamen, lauschten wir mit Freude dem abendlichen vielstimmigen Gesang der Jugend im Dorf. Sie sangen mit Inbrunst die schönen deutschen Volkslieder wie z. B. „Am Brunnen vor dem Tore“, „Wenn alle Brunnlein fließen“ oder „Kein schöner Land“. Beliebt war auch die Blasmusik am Heiligen Abend, wenn man „Puer Natus“ vom Kirchturm blies. Am 1. Mai zogen sie dann durch das Dorf und spielten: „Der Mai ist gekommen“. Zur Erinnerung muss mein Mann mir auch heute noch dieses Lied auf seinem Keyboard zur Begrüßung des Maimorgens vorspielen. So könnte ich weiter fortfahren. Wir haben alle diese Erlebnisse in uns aufgenommen und sie erwärmen heute noch unsere Herzen.

Ich habe Pruden früh verlassen, da ich nach der 4. Klasse ins Gymnasium nach Schäss-



Ehepaar Gertrud und Dr. Edmund Wagner

burg und Mediasch kam. Oft bin ich die Wege abends alleine durch den Wald nach Halvelagen oder Dunesdorf auch im Dunkeln gegangen; heute unvorstellbar. Im Winter gaben mir meine Eltern eine Zeitung und Zündhölzer mit auf den Weg zum Schutz gegen die Wölfe. Angegriffen wurde ich nie, aber das grausige Heulen der Rudel habe ich oft gehört. In der Schule wurde ich immer damit gehänselt, dass ich aus Pruden, dem sogenannten Mittelpunkt der Welt, käme, wo der Turm ja keinen Schatten werfe. Ich musste mich dann immer rechtfertigen und erklären, dass Pruden doch inzwischen eine neue Kirche mit einem beachtlichen Turm erhalten habe. Dann hieß es weiter: die Prudner seien alle vertattert (Tatter), vergeddert (Geddert) und verkellt (Keul).

Im Übrigen kamen alle unsere Schulfreunde während der Ferien gerne nach Pruden. Sie schliefen in der Scheune und badeten in der Ko-

kel. Bei meinem Klassentreffen wurde ich oft auf Pruden angesprochen. Leider kann mir meine Schwester Karin nichts mehr über ihre vielen persönlichen Erlebnisse im Dorf erzählen. Wie zum Beispiel: „En den Weyden wär ech der gead nea scheidst tea mech met der Traister vurun...“. Ich weiß nicht mehr, um wen es sich gehandelt haben könnte. Dann erzählten wir uns oft, wie sie einmal mit Licki (Anneliese Roth) nackt durch die Maisfelder von der Kokel nach Hause gelaufen sind. Man hatte ihnen nämlich während des Badens die Kleider gestohlen.

1953 habe ich das Seminar in Schäßburg beendet. Im Lehramt wollte ich aus persönlichen Gründen nicht bleiben. Wer die Geschichten von meiner Schwägerin Rose und insbesondere ihre Schulerlebnisse liest, wird vielleicht meine Entscheidung nachvollziehen können. Unmusikalisch war ich auch; das kam noch erschwerend hinzu. Ich studierte dann an der Technischen Hochschule in Bukarest Anorganische Chemie und schloss 1961 mit dem Dipl. Ing. ab. In demselben Jahr heiratete ich in Pruden meinen Kollegen Imre Fodor. Die Ehe hielt nur bis 1972. In diesem Jahr setzte ich mich in die Bundesrepublik Deutschland ab. Hier habe ich dann noch eine Referendarausbildung für den öffentlichen höheren Dienst absolviert.

1998 bin ich als Oberregierungsgewerberätin in Pension gegangen. 1980 habe ich ei-

nen Kollegen, Dr. Edmund Wagner, geheiratet. Mit ihm lebte ich u.a. auch vier Jahre in Brüssel. Er arbeitete im diplomatischen Dienst bei der deutschen NATO - Botschaft.

Meinen Lebenslauf fasse ich gerne spaßhalber so zusammen:

Von der Büffeltreiberin aus Pruden auf das Brüsseler Parkett.

Uns Prudnern bleiben nun unsere Erinnerungen, die das einzige Paradies sind, aus dem wir nicht vertrieben werden können (nach Jean Paul). Zusammenfassend will ich nicht verhehlen, dass ganz zum Schluss, trotz aller Wehmut über unser Schicksal, die Dankbarkeit für alles und an alle überwiegt.

Erst die Erinnerung gibt den Bildern das Leben.

Heimat kann auch sein, wo ein Weg endet.

Bericht von Gertrud Wagner, geb. Lingner / Grevenbroich



Kirche und Pfarrhaus / 2008 Foto: Lukas Geddert

Brauchtum in Pruden

Die dörfliche Lebensordnung Nachbarschaftsleben Annemarie Schenk

Der folgende Beitrag ist dem Buch Annemarie Schenk: Deutsche in Siebenbürgen – Ihre Geschichte und Kultur, C.H. Beck München 1992, S.140ff entnommen und den Prudener Verhältnissen angepasst.

Noch deutlicher als in den Städten war in den dörflichen Gemeinden das Gemeinschaftsleben in den Rahmen der Nachbarschaften eingepasst. Auf dem Land ließen Tradition, der Druck der Nachbarn, aber auch die Lebensverhältnisse auf dem Dorf keine andere Wahl, als Mitglied der Nachbarschaft zu werden. Nach der Eheschließung oder nach Vollendung des 24. Lebensjahres trat jedes männliche Mitglied einer sächsischen evangelischen Kirchengemeinde der Nachbarschaft bei. Zwar war in jüngerer Zeit die Mitgliedschaft aller Angehörigen der Kirchengemeinde, also auch der Frauen, in der von der Kirche erlassenen Nachbarschaftsordnung vorgesehen, aber diese Bestimmung ist nicht mehr durchgehend eingehalten worden. Die Männer blieben in der Regel unter sich. Trotz der gelegentlichen Kritik an dieser traditionellen Lebensordnung, an deren strenge, Unterordnung verlangende Vorschriften, die von einzelnen als zu beengend empfunden wurden, kamen doch alle der an sie gestellten Forderung nach. Diese Ordnung war auch in besonderem Maße gemeinschaftserhaltend, wenn jemand in Not geriet, wurde er in dieser Ordnung aufgefangen.

Durch die Lage seines Hauses war auch jedem zwingend vorgeschrieben, welcher Nachbarschaft er anzugehören hatte. Keinem war die Wahl freigestellt, sich einer Nachbarschaft in einem anderen Viertel des Dorfes anzuschließen. Die Frauen gehörten durch ihre Männer der jeweiligen Nachbarschaft an. Eine Existenz außerhalb der Nachbarschaft wäre nicht denkbar und praktisch auch nicht möglich gewesen. Wie in der Stadt übernahmen die Nachbarschaften in den Gemeinden Arbeiten für die Allgemeinheit, daneben leisteten sie aber auch ihren Mitgliedern Hilfe. Dieser wechselseitige Beistand, den sich die Nachbarn in allen Lebenslagen gewährten, war breit angelegt und bezog sich auf die verschiedensten Lebensbereiche. Jeder Nachbar hatte ein Anrecht auf Hilfe nach einem klaren Gesetz von Leistung und Gegenleistung. Auf die nachbarliche Hilfe konnte sich jeder Dorfbewohner verlassen, wenn Not am Mann war. Ebenso war das gesellige Leben an die Nachbarschaften gebunden. Im wesentlichen stellen sich Funktion und Organisation der Nachbarschaften in der Stadt und auf dem Land gleich dar. Die Nachbarschaftslade mit der Nachbarschaftssatzung, das Nachbarzeichen, durch das von Haus zu Haus Nachrichten und Einladungen zur jährlichen Versammlung, zu Beratungen, zu Arbeitseinsätzen und zu geselligem Beisammensein übermittelt wurden, sie waren da und dort die Identifikationssymbole der Nachbarschaft.

Nachbarschaften

Johann Keul

Die Prudner Kirchengemeinde bestand aus drei Nachbarschaften, jede davon umfasste 30 bis 32 Höfe. Die Satzungen (Gesetze) waren einheitlich für alle Nachbarschaften, von der Kirche ausgearbeitet und beschlossen. Diese galten als gesetzliche Kraft und mussten von jedem Mitglied eingehalten werden.

Zum Kirchgang und anderen religiösen Festen trugen sowohl Männer als auch Frauen eine besondere Tracht. Die Männer kleideten sich mit einem Mantel aus Schafspelz, die Wolle war nach innen, das Leder nach außen gewendet. Das Leder zeigte Verzierungen in der Form von roten Blumen. Der schwarze Hut verlieh dem Aussehen den feierlichen Ernst. Die Mädchen trugen den Borten, einen runden schwarzen Samthut, nach oben offen, von dessen Rückseite fast bis zum Boden hinunter bunte Bänder hingen. Sie trugen auch ein weißes Kirchenkleid mit einer reichlich mit Blumen bestickten Schürze und einem schwarzen ärmellosen Umhang. Es war eine sehr schöne Tracht, bei deren Anfertigung Geschicklichkeit und eine reiche Erfahrung Voraussetzung waren. Die Trachten erfreuten sich einer großen Wertschätzung. Zwei besondere Zwecke standen von alters her im Mittelpunkt des nachbarschaftlichen Verbandes: die Pflege der gemeinsamen Brunnen und die würdige Ausgestaltung der Totenfeier. Weitere wichtige Aufgabenstellungen waren der Beistand beim Hausbau, Hilfe bei Krankheit, gemeinsame Vorkehrungen gegen Feuergefahr, Hilfe bei Hochzeit, Geburt und Taufe, Hilfe bei Unglücksfällen.

Oberste Instanz der Nachbarschaft war der Altnachbarvater zusammen mit dem Jungnachbarvater. Auch in Pruden war das nachbarschaftliche Leben geprägt von einem tiefen Gemeinschaftssinn, demzufolge einer den anderen zu achten verpflichtet war. Wenn z.B. beim Hausbau Hilfe nötig war, schickte der Altnachbarvater das Nachbarschaftszeichen und jeder Nachbar half 1-2 Tage und noch länger unentgeltlich, oft auch mit dem Fuhrwerk. Der Eingruß (die Aufnahme) der frisch verheirateten Ehepaare in die Nachbarschaft fand immer am ersten Faschingstag (Februar) statt, der auch als Gerichtstag abgehalten wurde, an dem jeder dem anderen versöhnend die Hand reichte. Das Haus für den Fasching musste der Altnachbarvater für die Männer zur Verfügung stellen; die Frauen versammelten sich im Haus des Jungnachbarschaftsvaters. Am „Richttag“ (das war der erste Faschingstag) waren die Männer unter sich; ihre Frauen brachten ihnen nur das Mittagessen und gingen nachher wieder zum Haus des Jungnachbarschaftsvaters. Während des „Richttags“ wurde nach den Gesetzen, die in der Nachbarschaftslade aufbewahrt wurden, gearbeitet und abgerechnet.



Nachbarschaftszeichen



Beerdigung

Wer gegen die Vorschriften verstoßen hatte, wurde bestraft. Am zweiten Faschingstag feierten Männer und Frauen gemeinsam. Es war immer ein fröhliches Beisammensein bei Streichmusik. Den dritten Tag brachte man wieder alles in Ordnung und trank noch gemeinsam einen guten kokeltaler Riesling.

Die Beerdigung eines Mitglieds war auch eine Aufgabe der Nachbarschaft. Der Tote wurde in der großen Stube aufgebahrt und am Abend hielten die Verwandten und die Nachbarschaft Totenwache und man beklagte den Verstorbenen. Am dritten Tag fand am Nachmittag die Beerdigung statt. An diesem Tag wurde als Rufzeichen für die Trauergäste mit der kleinen Glocke geläutet. Nur die Frauen gingen in das Trauerhaus hinein; die Männer stellten sich im Hof in Reihen auf. In der Stube verabschiedeten sich die Hinterbliebenen und Freunde von dem Verstorbenen. Beim Eintreffen der Nachbarschaft hielt der Nachbarvater vor den versammelten Trauergästen eine kurze Ansprache: „Liebe Freunde, ich bin von unserer ehrenhaften Nachbarschaft beauftragt worden, bei unserem lieben Heimgegangenen unsere Ehrenpflicht zu erfüllen. Es ist uns allen bekannt, dass die Toten kein Verbleiben unter den Lebenden haben, und wir möchten unsren lieben Verstorbenen auf seinem letzten Erdenweg bis zum Gottesacker begleiten. Aus diesem Anlass sind wir erschienen und möchten das Trauerhaus ehrenhaft bitten, den Verstorbenen bis zu seiner letzten Ruhestätte begleiten zu dürfen, wo wir ihm eine sanfte und selige Ruhe und eine freudige Auferstehung wünschen.“ Auf diese Worte antwortete der Leichenvater, von der Trauerfamilie beauftragt, und dankte der Nachbarschaft für ihre Bereitschaft und wünschte allen gute Gesundheit und Gottes Segen. Beim zweiten Läuten mit der großen Glocke kamen der Pfarrer und die Adjuvanten (die Bläser) zum Trauerhof. Anschließend wurde drinnen im Haus der Sarg von den Nachbarn verschlossen und im Hof aufgebahrt, wo dann der Pfarrer die Trauerrede hielt. Nun wurde mit beiden Glocken geläutet, der Trauerzug setzte sich in Bewegung, vorne weg die Adjuvanten, Trauermärsche spielend, gefolgt vom Pfarrer, anschließend der Sarg, von acht Nachbarn getragen. Hinter dem Sarg folgten die Familienmitglieder des Toten, die Verwandten und zuletzt die Nachbarschaft. Am Friedhof angekommen, vollzog der Pfarrer die christliche Zeremonie. Während die Adjuvanten den Choral „Im Grabe ist Ruh“ spielten, wurde der Sarg von Nachbarn ins Grab gesenkt und mit Erde zugedeckt. Auf's Grab legte man Blumen und Kränze.

Johann Keul

Bruder- und Schwesterschaften

Fritz Leutner

Den Nachbarschaften waren in den Dörfern die Bruder- und Schwesterschaften als Organisation der Jugendlichen sozusagen vorgeschaltet. Sie umfaßten auf dem Land die gesamte erwachsene Jugend, denn jeder Junge und jedes Mädchen war verpflichtet, ihnen nach der Konfirmation beizutreten. Sie bildeten ein

gewichtiges Rückgrat der Lebensordnung der Jugend. Die Bruderschaften entwickelten sich zur prägenden Lebensform der männlichen Jugend. Die Kirche hatte die Bedeutung der Bruderschaften für die sächsische Kirchengemeinde früh erkannt und band Bruder- und Schwesterschaft eng an sich, indem sie den Pfarrer zu einer Art Aufsichts- und Berufungsinstanz bestellte.

Mit der Konfirmation war die Aufnahme in die Bruderschaft und Schwesterschaft verbunden „Eingrüßen“, ebenso der neue Sitzplatz nach strenger Sitzordnung in der Kirche, die Teilnahme an allen Vergnügungen der Jugend sowie die Möglichkeit, Taufpate sein zu können. Nach dem Gelöbnis wurde jeder Konfirmand einzeln eingesegnet und erhielt vom Pfarrer einen Bibelspruch, der ihn sein ganzes Leben begleiten sollte. Man war Mitglied dieser Körperschaften bis zur Verheiratung; danach trat man in die Nachbarschaft ein. Die Bruderschaften gründeten sich auf das mittelalterliche Gesellenbruderschaftswesen der städtischen Zünfte.

Bei den monatlichen Zusammenkünften, „Zugänge“ genannt, wurden die Pflichten der Brüder (Burschen/Knechte) festgelegt: Teilnahme an der Beerdigung eines Bruders/einer Schwester, regelmäßiger Besuch des Gottesdienstes, Teilnahme am Abendmahl, Beteiligung an festlichen Umzügen wie Einholung



Jugendliche um 1925

eines neuen Pfarrers oder des Bischofs zur Kirchenvisitation. Die Bruderschaft war verantwortlich für Ehrbarkeit und Ordnung der Brüder im täglichen Leben, besonders bei geselligen Veranstaltungen, in der „Rockenstube“ und beim

Tanz. Dazu kamen eine ganze Reihe von Arbeiten, z. B. die Reinigung der Feldbrunnen, die Instandhaltung der Pfarrgrundstücke, die Errichtung der Pflingstkrone usw.

Bei schweren Verstößen gegen die Satzungen der Bruderschaft konnte man auch ausgeschlossen werden, was eine große Strafe und Schande war. Der Betroffene durfte an den Unterhaltungen der Jugendlichen nicht mehr teilnehmen. Bei Wiedereintritt musste er eine bestimmte Geldstrafe zahlen, sich bei den Brüdern und Schwestern entschuldigen und geloben, gegen jenen Paragraphen nicht mehr zu verstoßen. Die Aufsicht über die Bruder- und Schwesterschaft hatte der Pfarrer. Leitung und Verwaltung oblagen frei gewählten Vertretern: dem Altknecht und dem Jungalknecht; dazu kam noch ein Schreiberknecht und zwei Irtenknechte (Ehrenknechte), von den jüngsten Burschen gewählt. Entsprechende Ämter gab es bei den weiblichen Jugendlichen, den „Mägden“. Brüder und Schwestern waren wie in einer großen Familie gleichberechtigt, hielten in Freud und Leid zusammen, sorgten für Gehorsam, Respekt gegenüber dem Alter, sorgten für Frömmigkeit und Sittsamkeit unter den Jugendlichen.

Eine Institution mit solchem Einfluss auf die Jugend musste der nationalsozialistischen «Volksgruppenführung» vor 1944 ein Dorn im Auge sein. Auf ihr Drängen wurde 1942 von der Landeskirchenversammlung die Auflösung der Bruder- und Schwesterschaften verfügt; die Jugendorganisation der «Volksgruppe» sollte an ihre Stelle treten. 1945 scheinen die Bruder- und Schwesterschaften in den Gemeinden wieder entstanden zu sein, denn 1948 wurden sie vom rumänischen Staat verboten. Als informelle Gruppen aber, die bei den traditionellen Festen in Erscheinung traten, hielten sie sich zum Teil in den Dörfern, so auch in Pruden.

Ein schönes Beispiel dieses Miteinanders in Pruden ist der Jugendfasching, der immer zwei Tage dauerte. Zum Tanz spielte eine Streichmusik auf. Wenn alle Vorbereitungen getroffen waren, luden die Irtenknechte die Mädchen zum Faschingsball ein. Der Tanz fing immer mit einem schönen Aufmarsch an, den der Altknecht anführte. Wenn die Musik spielte, durfte kein Mädchen auf der Bank sitzen bleiben. Die Irtenknechte führten diesen Mädchen Burschen zu. Wenn diese den Tanz verweigerten, mussten sie Strafe zahlen. Verweigerte jedoch ein Mädchen einem Burschen den Tanz, so wurde der Tanz eingestellt und es musste den Ball verlassen. Die Jugendbälle waren immer sehr unterhaltsam, man sang schöne Lieder und es gab auch heitere Spiele. Am ersten Abend waren auch die Alten als Zuschauer dabei, denn die Neugier, ein neues Pärchen zu entdecken, war bei ihnen immer sehr groß.

Fritz Leutner

Konfirmation **Fritz Leutner**

Mit der Konfirmation endete die unbeschwerte Kindheit und die jungen Leute übernahmen einen Teil der Rechte und Pflichten der Erwachsenen. Der Konfirmationsgottesdienst war einer der feierlichsten im Kirchenjahr der lutherischen Sachsen, nicht zuletzt weil es die erste Gelegenheit für junge Leute war, das Abendmahl einzunehmen. Alte Sitte schrieb den „Versöhnabend“ (Dank und Abbitte an alle Verwandten, Freunde, besonders an Taufpaten) vor mit feststehender Rede sowie eine Prüfung und Beichte vor dem Abendmahl. In Pruden hatten die Schüler der 7. Klasse zwei- bis dreimal in der Woche ihren Konfirmandenunterricht, vom Pfarrer abgehalten. Die Konfirmanden lernten den Kleinen Katechismus auswendig und dazu wichtige Geschichten und Psalmen aus der Bibel. Außerdem wurde ihnen das christliche Verhalten und Leben in einer Familie beigebracht.

Die Konfirmation fand immer im Gottesdienst am Palmsonntag statt. Samstag Abend legten die Konfirmanden eine Prüfung ab und am Palmsonntag bekannnten sie sich durch das Glaubensbekenntnis zum evangelischen Glauben. Die Konfirmanden kamen zur Konfirmation mit dem Borten und mit schön geschmückten Bändern; die Buben trugen zum ersten Mal den schweren Kirchenpelz, so wie er damals bei Männern üblich war. Nach dem Bekennen des evangelischen Glaubens folgte das Abendmahl. Der älteste Konfirmand mit Eltern, erwachsenen Geschwistern und Verwandten nahmen als erste das Abendmahl; danach folgten die anderen Konfirmanden in derselben Formation. So nahm man Abschied von den Kinderjahren und kam zu den Erwachsenen in die Jugend.



Konfirmation mit Herrn Pfarrer Lingner



Konfirmation von Anneliese Roth (Zenn)



Konfirmation von Elfriede Tatter



Konfirmation



Konfirmation von Michael Tatter



Anneliese Roth (Zenn)



Ully Klein



Elke und Dagmar Schmidt



Konfirmation von Gertrud Keul



Konfirmation



Konfirmation von Brunhilde und Silke Leutner



Konfirmation von Christian Schmitz / 13.04.2008



Maximilian Klein (obere Reihe 3 v.li.)



Christian Tatter (Mitte) 16. März 2008

„Gott behüte dich vor allem Übel und behüte deine Seele.“ Psalm 121,7



Bruderschaftsfahne 1938

Ostern **Michael Paul**

Der Karfreitag war für uns ein feierlich-ernster Tag; man arbeitete nicht; man fastete vom frühen Morgen bis zum Abend. Man durfte kein Fleisch essen, man begnügte sich mit Dörrobst und Wasser. Unsere Osterbräuche bereiteten uns viel Freude, aber der dritte Ostertag war der fröhlichste. Am Vorabend zu Ostern fand das „Aufsetzen“ statt: jeder Bursche befestigte am Giebel oder am Tor des Hauses, wo seine Liebste wohnte, eine Tanne. Am Morgen des dritten Ostertages gingen die Burschen zum „Bespritzen“. Dabei zog der Bursche ein Parfümfläschchen aus seiner Brusttasche und „begoss die Blume“. Als Dank gaben ihnen die Mädchen bunte Eier, und wenn den Mädchen die Eier ausgingen, begossen sie ihrerseits den Burschen mit einem Eimer Wasser.

Nach dem Gottesdienst ging das ganze Dorf hinaus auf die Wiese am südlichen Rande des Dorfes, um das Eierwerfen, bzw. Eierlaufen, zu beobachten, ein Spiel, das die Bruderschaft organisierte. Zunächst wurden die Eier im Abstand von einem Schritt auf die Wiese gelegt. Diese Reihe konnte bis zu 360 m lang sein. Die Bruderschaft bildete zwei Mannschaften und jede wählte sich den besten Läufer aus, denn es ging um einen Wettlauf. Der Altknecht führte die Kandidaten, einen rechts und den anderen links, entlang der „Eierlinie“. Am Ende dieser Linie begann der Wettlauf.

Der eine Läufer musste zu einem zuvor vereinbarten Weinberg, der am Berghang an der Großen Kokel lag, laufen, um von dort einen vereinbarten Stecken zu holen. Es war eine Entfernung von etwa zwei Kilometer. Beobachter wurden aufgestellt, so dass der Läufer durch Abkürzungen nicht schummeln konnte. Währenddessen musste der andere Läufer die Eier auflesen, so viel er nur tragen konnte, und sie im Ziel in Körbe legen. Immer, wenn er ein Hemd voll mit Eiern hatte, rannte er los und brachte sie zu den Körben und stürmte zurück, um wieder neue Eier aufzulesen. Er durfte die Eier, um nicht immer ins Ziel zu rennen, auch ins Ziel werfen. Zwei Burschen standen mit ausgebreitetem Leintuch und versuchten die Eier aufzufangen. Wenn die Eier alle aufgelesen waren, bevor

der Konkurrent mit dem Stab eintraf, war die Mannschaft des Eierwerfers der Sieger. Wenn jedoch der andere Läufer vorher den Stab ins Ziel brachte, feierte man seine Mannschaft als Sieger. Die unterlegene Mannschaft musste alle verunglückten Eier bezahlen. Dann folgte ein großartiges Eier- und Speck-Essen, der Tag klang mit Musik und Tanz aus. An diesem Tag war immer das ganze Dorf auf den Beinen.

Michael Paul

Pfingsten **Katharina Keul**

Auch zu Pfingsten wurden drei Tage lang gefeiert. Wenn man morgens am ersten Pfingsttag auf die Straße ging, sah man vor den Häusern lauter schöne Birken aufgestellt. Die Burschen brachten diese von weither aus den Wäldern und pflanzten sie um Mitternacht ihren Liebsten vor das Haus. Das Mädchen, vor dessen Haus eine Birke stand, musste ab dem ersten Pfingsttag bis zu Peter und Paul jeden Sonntag im Gottesdienst dem Burschen einen schönen Blumenstrauß überreichen. Ich hatte auch eine Birke bekommen, kannte jedoch meinen Verehrer nicht. So musste ich erst am Pfingstsonntag in der Kirche meinen Verehrer ausfindig machen, um ihm einen Blumenstrauß zu übergeben. Eifrig hatte ich für den Strauß aus unserem Garten die schönsten Blumen gepfückt, darunter waren auch kleine hübsche Blümchen. Später erfuhr ich, dass kleine Blümchen im Strauß bedeuteten, dass man den Burschen nicht möge. Das stimmte mich sehr traurig. Die Unterhaltung für Pfingsten wurde von der Bruderschaft veranstaltet.

Peter und Paul

Die Schwesterschaft organisierte ihrerseits die Festlichkeiten an Peter und Paul, dem 29. Juni. Am Vortag wurde vor dem Pfarrhaus über der Tanzfläche die „Ka“ aufgebaut: das war ein grünes Dach, gestützt von Pfeilern. Mitten auf die Tanzfläche stellte man einen langen Mast auf, an dessen Spitze eine schöne Krone befestigt wurde. Im Dorf sammelte man Wiesenbäume, mit deren Hilfe man das Heu auf dem Wagen festbindet. Diese wurden an der Spitze des langen Mastes festgebunden und das untere Ende wurde nach außen gezogen und in der Erde befestigt. So entstand ein geräumiger kreisförmiger Hohlraum, der von Zweigen überdacht wurde, und fertig war das Dach der „Ka“. Zu diesem Fest luden die Mädchen die Burschen ein. Die Mädchen erschienen auf dem Ball in einer schönen weißen Tracht und nur sie forderten während der ganzen Unterhaltung die Burschen zum Tanz auf.

Katharina Keul, geb. Geddert

Weihnachten **Helmut Höhr**

Weihnachten ist für uns Siebenbürger Sachsen ein Fest emotionaler Tragweite, das uns im christlichen Glauben Kraft, Mut und Hoffnung gab, gibt und auch weiter geben wird. In meinem Vortrag möchte ich sie in Gedanken zurückführen in die schöne Weihnachtszeit in der alten Heimat. Schon die Vorbereitungszeit hatte etwas besonders in sich, die unvergessliche Spuren in unsern Erinnerungen hinterlassen hat. So möchte ich in meinen Ausführungen Bezug nehmen auf den Leuchter (Lichtert) und auf das Leuchtersingen, ein alter Weihnachtsbrauch in Siebenbürgen. Der Lichtert war in vielen Gegenden bekannt, nur im Burgenland ist er am Ende des 19. Jh. abgekommen.

Hochwahrscheinlich geht der siebenbürgische Leuchterbrauch auf die Zeit vor der Reformation (1547) nachweisbar zurück, vor allem durch den lateinischen Text der Leuchterlieder. Ab der Zeit von Johannes Honterus wurde auch der deutsche Text gesungen. Der Leuchter trat später mit dem Christbaum in Konkurrenz, der im Elsass um 1600 aufkam, 1830 von einem zugewanderten Dänen in Siebenbürgen eingeführt wurde. Durch das Zusammentreffen von Christbaum und Leuchter, kam es zu wechselseitiger



*Leuchter nachgebaut
von Fam. Heinz Fleischer*

Beeinflussung des weihnachtlichen Brauchs.

Viele Leuchter bewahrten eine flächenhafte sternförmige Gestalt, die entweder in der Kirche an einem bestimmten Platz bis zum heiligen Dreikönigstag verblieben, oder sie wurden von Trägern in die Kirche hinein und heraus getragen. In Pruden waren die zwei Leuchter in der Kirche aufgestellt und hatten eine runde Kronenform ca. 1,80 m hoch. Oben an der Spitze als Aufsatz, befand sich ein Siebengestirn. Das Siebengestirn schmückte gewöhnlich auch in den andern Gemeinden die Leuchter, z.B. Großpold, Alzen, Eibesdorf, Maldorf, Rode, Großau und Neppendorf. Es symbolisierte eine hochrangige Lichtquelle, die mit dem Abendstern gleichgestellt ist. Es kündet das Herannahen des Abends an, aber auch Gott selbst, durch das von ihm gesandte Himmelslicht, Jesus

Christus. Das Wintergrün war von Beginn die am häufigsten gebrauchte Beigabe des Leuchters. Die Gemeinden, die sich nach einem Ersatz wie Tanne, Moos und grünem Papier umsehen mussten, haben darüber etwas verloren, was beim Wintergrünholen, zum Begnüglisten gehörte. Wintergrün zu holen, war gewöhnlich Auftrag der Schule und zwar zu finden auf einer Wegstunde entfernten Waldhöhe. In Pruden waren immer auch die Jugend, vor allem die Konfirmanden dabei. Es gab einen bestimmten Tag im Herbst an dem man hinaus ging, es war der 19. November "Elisabeth- Tag ". An diesem Tag hatten alle Elisabeth ihren Namenstag. An der Spitze des Zuges ging die Blasmusik, danach folgten klassenweise die Schüler und zuletzt die Jugend. Blasmusik und Schülergesang lösten auf dem Weg zum Wald einander ab. Beim Wald angekommen, machten die Schüler und die Jugend sich emsig an die Arbeit. Die Bläser gingen weiter bis hinauf zur Berghöhe, wo eine ebene Fläche-Heideland mit ganz dicken Eichen sich auftat. Hier erwartete man die Wintergrünsammler mit angefachtem Feuer. Da zwei Leuchter von den Konfirmanden, Mädchen und Jungen getrennt zu binden waren, sammelte man das Wintergrün in zwei Quetschen "Quaatschen", es waren dicke starke Stöcke mit einer Längsspalte in Kreuzform von oben bis nahe an den Griff. Die Quetschen mit dem eingequetschten Wintergrün sahen wie ein Wachholderstrauch aus und wurden noch mit bunten Bändern geschmückt. Danach ging 's an ein fröhliches Herumtollen auf der breiten Waldhöhe und man ließ sich den am Spieß gegrillten Speck und frisches Schweinefleisch gut schmecken.

Hier auf dieser Waldhöhe traf man sich auch mit den Schülern der Nachbargemeinde Halvelagen. Manchmal kam es auch zum feindseligen Ringen zwischen den Buben dieser zwei Gemeinden. Worum ging es eigentlich? Diese Heidefläche wurde früher von den Prudnern an Halvelagen verkauft, vielleicht weil Pruden mehr Waldfläche als



Jugendliche sammelten Wintergrün auf der Breite 1940

Halvelagen besaß. Nun stritten die Jungen darum, wer der eigentliche Eigentümer dieser schönen Waldhöhe sei. In der Abenddämmerung, mit den Winterbäumen voran, ging es heimwärts und im Dorf stand die ganze Gemeinde Spalier und erwartete ihre Heimkehrer. Für mich ist und bleibt das " Wintergrünholen " eine meiner schönsten Kindheitserinnerungen.

In Maldorf verlief das Wintergrünholen auch so ähnlich, nur die acht Leuchter, brachte jedes Kind ein Sträußchen Wintergrün auf einem Stab mit einem roten Papierstreifen gebunden vom Sammelplatz nach Hause. Anders verlief es in den Gemeinden Arkeden, Katzendorf und Meeburg. Dort wurden die Pferde in Anspruch genommen. In den weiten Wald ritten die Schüler auf den Pferden, voran die Lehrer und so holten sie ihr Wintergrün. Der Leuchterschmuck bestand von Gemeinde zu Gemeinde ganz verschieden, außer dem Grünen gab 's auch Lametta, Engelhaar, bunte Kugeln und Papierblumen, getrocknete Naturblumen, Kerzen und Wunderkerzen. In Maldorf und Pruden, verwendete man das weiße Mark aus Binsen (Bess sächsisch) ein Sumpfgas und gelbe Pappelchen (sächsisch Judenkirschen genannt), daraus entstanden schöne Blümchen.

Das Leuchtersingen (Puernatus-Lied = Ein Kindlein geboren) fand von Ort zu Ort verschieden statt, bei einigen in der Frühkirche zwischen 3-6 Uhr am 25. Dezember, bei andern gleichzeitig in der Abendkirche mit der Weihnachtsfeier, in Brauer gleich anschließend an die Weihnachtsfeier erklang vom Turm das Lied : " Allein Gott in der Höhe sei Ehr " der Bläser und vom Kinderchor das " Puernatuslied " gesungen. In Pruden flankierten zwei erleuchtete Leuchter den im Chor aufgestellten Christbaum in der Abendkirche, aber das Leuchtersingen fand draußen um Mitternacht statt. Auf dem Turm sangen die Konfirmanden, die auch für die zwei Leuchter verantwortlich waren, abwechseln mit den Bläsern das " Puernatuslied " (in Bethlehem ein Kind geboren, Puernatus-Lateinisch = Kind geboren) und unten vor dem Turm stand die ganze Gemeinde mit brennenden Kerzen und Wunderkerzen, in stiller und feierlicher Stimmung. Den Anstoß zu diesem Vortrag gab mir die Nachricht in der " Zeitung der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen ", dass die Gemeinde Scharosch (Elisabethstadt) das Puernatuslied hier in Deutschland aus der

Vergessenheit hervorgeholt hat und am "Heiligen Abend" es wieder singen. Wiederum gilt ein großes Lob und Achtung der Pforzheimer Kreisgruppe unter der Leitung von Heinz Fleischer, die es geschafft hat den Siebenbürger Lichtert in den Mittelpunkt ihrer Weihnachtsfeier zu stellen. Unter der Leitung von Elisabeth Botschner und ihrer Tochter Elisabeth Fleischer wurde der Prudner Leuchter nachgebaut und auf die Bühne gestellt. So erhalten die Weihnachtsfeiern bei den Pforzheimern einen viel besinnlichen und heimatlichen Rahmen.

Dieser Leuchter, so wie er im folgenden Bild zu sehen ist, steht in der Heimatstube der Pforzheimer Kreisgruppe.

Bestimmt kann man die Frage stellen : " Was bringen diese Erinnerungen an den Christleuchterbrauch aus Siebenbürgen uns heute noch?" Wem obliegt es, das kulturelle Erbe unserer Vorfahren auch den nächsten Generationen zu übermitteln? Nicht uns, die wir diese Bräuche erlebt haben, daran unsere Freude hatten?

Aber auch wenn der Leuchter nur ins Gespräch gebracht wird, ist schon viel erreicht. Verlorenes muss nicht unwiederbringlich dahin sein. Ein positives Beispiel sind die vielen Weihnachtsfeiern der Kreisgruppen in unserer neuen Heimat und in deren Mittelpunkt auch die Bescherung der Kinder steht.

Rastatt, am 15. Dezember 1999

Helmut Höhr

Dieser Vortrag wurde anlässlich der Weihnachtsfeier, die traditionsgemäß jedes Jahr mit den Chormitgliedern und ihren Angehörigen stattfindet, gehalten.

Puernatus Friedrich Menning

Es war eine grimmige Kälte in jener Heiligen Nacht, als die Leute in einem kleinen fast eingeschneiten Dorfe in Siebenbürgen aus der Abendkirche heimkehrten. Dazu blies noch ein stürmischer Wind. Die Kirche, in der die Weihnachtsfeier mit den Lied - und Gedichtvorträgen der Kinder stattgefunden hatte, war von den Kerzen noch düster beleuchtet. Um die Zeit gab es noch kein elektrisches Licht. Und auf den Straßen war es stockfinster. Deshalb trugen die Leute Petroleumlaternen mit sich, um nicht von dem kaum erkennbaren Weg abzukommen. Familienweise stampften sie ihren Häusern zu, und unter ihren Füßen knirschte der Schnee.

Konnte unter diesen Umständen das "Puernatus-Singen" vom Turme um Mitternacht noch stattfinden? Beim Familienabendessen nach der Christbescherung sah man nur noch fragende Gesichter. Vater, der selbst Bläser im Posaunenchor war, hatte dem 5 - jährigen Peter versprochen, ihn diesmal zu diesem beeindruckenden Brauchtumerlebnis mitzunehmen.

Noch immer hatte sich der Sturm nicht gelegt, als die Zeit näher rückte. Und dennoch bettelte Peter so lange, bis ihn der Vater schließlich warm angezogen und mit der Laterne in der Hand zum Turme mitnahm.

Der Posaunenchor hatte seinen Platz unten am Turme eingenommen und die vier ausgewählten Sängerknaben waren mit ihren Kerzen im Turme hochgestiegen. Nun sah man ihre von der Kälte gezeichneten roten Gesichter, die nur von ihren Kerzen

angeleuchtet waren, aus den Turmluken in die Finsternis hinausblicken. Es war ein himmlischer Anblick. Und oh, welch Wunder! Als der Posaunenchor das Präludium spielte, verstummte plötzlich auch der Sturm. Da begann der eine Knabe den ersten Vers des "Puernatus-Liedes" mit glasklarer heller Knabenstimme vom Turme in die eine Himmelsrichtung hinaus zu singen: „Puer natus in Bethlehem!“ Dazwischen spielte der Posaunenchor eine Zwischenmelodie. Dann schmetterte der zweite Knabe den zweiten Vers in die andere Himmelsrichtung und nachher der dritte und der vierte Knabe. Friede sollte werden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Friedrich Menning

Winterzeit in Siebenbürgen **Helmut Höhr**

Wem von uns sind die malerischen mit Schnee bedeckten Landschaften Siebenbürgens nicht in schöner Erinnerung geblieben? Bei wem haben die besinnlichen Feste im Winter nicht eindrucksvolle Tage hinterlassen? Uns der älteren Generation obliegt es, unsere Erinnerungen aus der alten Heimat immer wieder an die nächste Generation weiterzugeben.

Im Jahreskalender 2004 sind viele Erinnerungen unserer Landsleute in Text und Gedichtform zu finden:

„Wänterzegt am Sachsenland“

Wä sich allen Kängt nea froan,
ändlich fet et un ze schnoan!
Ous den Wulken, säht nur allen,
weiß auch wich de Floken fallen
af de Felder, af den Bäsch,
uch de Laft äs wängterfräsch.
Schni däkt longsem alles za,
de Natur hält Wängterrah.

Das Gedicht endet:

Allen äs et drum bekannt
Wängterzet am Sachsenland
wi dä imol mitgemacht -
wit se eng am Sänn behalden.
Mer gehihren neu zea den AIden,
dinkt uch gärn, äng' dn zräck
un de läwlich Wängterzet !

Nicht nur Winterzeiten in Siebenbürgen haben uns fasziniert, sondern auch die besinnlichen Feiertage mit ihrem Brauchtum sind unvergessen geblieben. Sie, diese Festtage haben unsern Glauben an Gott, unser Gemeinschaftsgefühl und unsere Gemütlichkeit besonders geprägt. Weihnachten war als Familienfest für uns von großer Bedeutung. Ebenso die Silvesternacht mit ihrer festlichen Gestaltung, war für uns immer ein unvergessliches Erlebnis.

Silvester ist der letzte Tag im Jahr und wurde im Jahr 314 nach dem Papst Silvester I. benannt, der später heilig gesprochen wurde. Der Silvesterabend wurde in Siebenbürgen noch in Gesellschaften und Freundeskreisen gefeiert. Kurz vor Mitternacht versammelte sich die ganze Dorfgemeinde auf dem Dorfplatz, so auch in Pruden und in vielen andern Gemeinden. Die Blasmusik spielte während die Glocken läuteten, nach dem gemeinsam von der Gemeinde gesungenen Choral : „ Großer Gott wir loben

dich“, einen Trauermarsch. So wurde das alte Jahr verabschiedet. Nachdem die Turmuhr 12 schlug, wurde ein flotter Marsch gespielt, mit dem das neue Jahr begrüßt wurde.

Das neue Jahr beginnt mit dem 1. Januar, es ist und war der Neujahrstag, kurz Neujahr. Dieser Tag wurde im römischen Kalender noch von Julius Cäsar im Jahr 45 vor Christi Geburt vom März auf den 1. Januar verlegt. In Siebenbürgen stand Neujahr im Zeichen der Neujahrswünsche. Die Kinder gingen am frühen Morgen zu ihren Paten und Verwandten, sagten ihre gelernten Wünsche auf. Dafür bekamen sie Äpfel, Nüsse, etwas Geld und die Patenkinder bekamen auch einen großen herzförmigen Lebkuchen. In Pruden schrieb ein Mann der hieß Andreas Gutt (Hausnr. 33) die Neujahrswünsche für alle Kinder, von denen auch ich vorgetragen habe, wie z.B.:

I. „ Vorüber ist das alte Jahr
mit seinen vielen Sorgen
und freundlich leuchtet hell und klar
ein froher Neujahrmorgen.

Das neue Jahr bringt neue Lust
und neues Leben wieder,
Und in der freuderfüllten Brust
Erwachen frohe Lieder.

Ein Engel schaut ins Fensterlein
vom lieben Gott gesendet,
der ruft euch zu: „Sollt glücklich sein,
das Leid hat sich gewendet“.

Im neuen Jahr sollt glücklich sein!
Gott hat mein Flehen erhört,
Und euch ihr lieben Freunde mein,
Sei ein frohes Jahr beschert.

II. „Ein neues Jahr ein neues Leben fängt heut` mit diesem Morgen an;
Wir danken Gott der`s uns gegeben und unser Lob steigt Himmel an.

Das alte Jahr ist nun verflossen, bei mancher Not und Traurigkeit,
doch uns hat Gottes Lieb umschlossen und nur geschützt vor allem Leid.

Das neue Jahr bringt euch nur Segen, Gesundheit Glück und Wohlergehen,
geliebte Freunde stets entgegen, entfernt mag `Not und Krankheit stehen?

Erhöre Gott unser kindlich Flehen, sei unser Freunde Schutz und Heil.
Oh lasse sie deine Wonne sehen, schenk ihnen stets das beste Teil! Amen.

III. Ich wünsch euch heut und allezeit, Glück, Wohlsein,
Zufriedenheit und was Gott denen die er liebt auf dieser Erde, Gutes gibt.

Das ganze liebe neue Jahr seid froh und glücklich immerdar und spürt des treuen
Gottes Segen, bei allem Tun, auf allen Wegen.

Gesundheit, ein langes Leben und einen immer frohen Mut, dies wolle euch der Him-
mel geben; mir aber bleibt ferner gut! Amen.

Die Siebenbürger Sachsen verstanden etwas auch von Humor, dazu eine Kostprobe
aus Streitfort bei Reps: „Ech wenschen ech am noan Gor, de Katz, dai huet gro Hor, de
Kea, dai huet en kromen Hiurn, git mer zwin Kretzer, ech ben gefriuren. Wun ech se
schel hun, dro Benn ech em nu derfun!“

Nun möchte ich mit einem Weihnachtsspruch von Pfarrer Friedrich Siegbert Höchsmann meine Ausführungen beenden:

„Der treue Gott, der mit uns war
von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr
der wird uns immer gnädig sein.
Wir gehen ins neue Jahr hinein
In Gottes heiligem Namen.“

Helmut Höhr



Stickereien wie diese fehlten in keinem siebenbürgisch-sächsischen Haus





Stickereien wie diese fehlten in keinem siebenbürgisch-sächsischen Haus



Hans Lang, der „Stumme“, der letzte Prudner Sachse

Ich bin ein halber Prudener: meine Mutter, eine geborene Zakel, wurde von ihrer kinderlosen Tante Schwarz aus Dunnesdorf als Kind aufgenommen. Später hatte sie auch einen Dunnesdorfer geheiratet und dort auch gelebt.

In Pruden hatten wir sehr viele Anverwandte: die Zakel, Tatter, Keul, Lang und andere. Vor dem zweiten Weltkrieg fuhren wir sehr oft mit dem Pferdewagen, im Winter mit dem Schlitten, sonntags nach Pruden, wo wir bei Tatters einkehrten und gut bewirtet wurden. *Mein Vater und sein Schwager becherten dabei kräftig, denn ein Schwein hatte man ja geschlachtet und guten Wein gab es auch.*

Ich habe Pruden immer sehr gerne gehabt, es lag mir immer am Herzen. So habe ich mich als ehemaliger Schulinspektor dafür eingesetzt, dass die deutsche Schule ein Jahr lang (illegal) weiter funktionieren konnte, obwohl die vom Gesetz vorgeschriebene Schülermindestzahl fehlte. In den folgenden Jahren waren dann wieder genug Kinder vorhanden, allerdings musste die Schule dann eines Tages wegen Kindermangel geschlossen werden.

Nach der Wende, ich glaube es war 1991, als ich Kurator im Schäßburger Kirchenbezirk war, erfuhr ich, dass in Pruden ein Sachse unter ganz schlimmen, menschenunwürdigen Verhältnissen lebe. Wir fuhren hin und fanden den Armen in einem erbärmlichen Zustand: er war stumm, taub und blind. Wir konnten mit ihm nicht kommunizieren. Eine Rumänin betreute ihn: er hauste in einem leeren Raum mit Erdfußboden. Nur ein Bett und ein kalter Ofen standen im Zimmer. Es war erheblich kalt. Als Belohnung für diese Pflege sollte die Rumänin das Weltherische Haus an der Ecke bekommen. Allerdings war von dem nicht mehr viel übrig geblieben. Ich hatte in Erfahrung gebracht, dass dieser arme Mensch, „der Stumme“, wie man ihn nannte, der Mann von der Fikitante, einer Cousine meiner Mutter, zu der wir gute Beziehungen hatten, war. Die Familie Lang war kinderlos, betreute aber drei Kinder aus der Familie Keul, aus welcher beide Eltern nach Russland deportiert worden waren. Hans Lang hatte ich gut gekannt. Er war ein guter Schuster gewesen. Er stammte aus Grossalisch. Dort hatte ihn eine Lehrerin als Schulkind zur Strafe in einen Keller gesperrt und dann über Nacht einfach dort vergessen. Die ausgestandene Angst jener Nacht hatte dem Kind die Sprache verschlagen. Er war stumm geworden und blieb es ein Leben lang. Wir nannten ihn in der Familie nur den „Stummen“. Man konnte sich mit ihm aber gut verständigen. Später haben wir dann die Verbindung zu ihm verloren. Zwischenzeitlich war er (er war auch vorher schwerhörig gewesen) auch taub geworden und erblindet.

Die Bedingungen, unter denen er lebte, hätte man keinem Tier zumuten können. Ich habe dann sofort einen Pflegeplatz im Altenheim von Hetzeldorf, das zum Mediascher Diakonieverein gehörte und vom Ehepaar Pitters vorbildlich verwaltet wurde, erwirken können. Als wir Hans Lang, „den Stummen“, in den bereitstehenden PKW luden, er besaß nur das, was er auf dem Leibe trug, freute er sich sehr. Dabei hatten wir den Eindruck, er glaubte, nach Deutschland gebracht zu werden.

In Hetzeldorf war er gut aufgehoben. Wir konnten das Heim mit Spenden unterstützen. Es hatten sich dann auch die Keulschen Kinder mit Spenden gemeldet.

Hans Lang, „der Stumme“, hat noch einige Jahre, gut betreut, im Hetzeldorfer Heim gelebt und ist dort auch gestorben. Leider habe ich von seinem Ableben nur später erfahren, so dass ich bei seiner Beerdigung nicht dabei sein konnte (zwischenzeitlich waren dann auch die guten Pitters verstorben).

Hermann Baier / Schäßburg 2008

Jugendliche aus Pruden



Jugendliche um 1920



Jugendliche um 1920



Burschenschaft 1940, Jahrgänge 1918 - 1926

*Obere Reihe: Andreas Weber 99, Franz Menning 107, Hans Keul 52,
 Johann Keul 34, Alwin Leutner 116, Alfred Tatter 28, Michael Gedder 49, Karl Keul 24
 Mittlere Reihe: Fritz Weprich 60, Rudolf Höhr 68, Johann Weprich 140, Johann Keul 34,
 Eduard Geddert 54, Franz Geiger 80, Hans Weprich 140,
 Untere Reihe: Franz Weber 61, Michael Paul 25, Franz Tatter 28, Georg Gutt 33,
 Georg Geddert 49, Julius Bloos 22, Michael Weprich 140, Hans Tatter 46*



Elisabeth Geddert



*Emma Leutner; Elisabeth Leutner
und Otilie Leutner*



▲ *Jugendliche um 1942* ►



Prudner im Grevel / Mediasch





Sonntagsausflug



Bändertanz



Sonntagsausflug



Jugendliche 1955



Johann und Katharina Keul



Elisabeth Geddert und Sara Wolff



Brigitte Wolff



Elisabeth Geddert



Die Freundinnen



v.l. Andreas Weprich, Katharina Tatter und Georg Botschner



Eliese Leutner



Michael Bloos und Andreas Weprich



Jugendliche um 1957



Simon Botschner und Andreas Weprich



Prudner beim Militärdienst



◀ *Daniel Wolff*



◀ *Georg Tatter*

Karl Keul ▶



Hochzeiten

Fritz Leutner

Wenn sich ein junges Paar verliebte und eine Ehe schließen wollte, wurde zunächst Verlobung gefeiert. Voraussetzung dafür war jedoch, dass der Bursche bei den Eltern seiner Zukünftigen um ihre Hand angehalten hatte (Frejen). Vorher wurden noch von beiden Seiten die Wortmänner, die wichtigsten Trauzeugen, bestimmt. Bei der Verlobung waren nur die nächsten Verwandten dabei. Das Brautpaar ging mit zwei Trauzeugen zum Pfarrer, der eine Ansprache hielt und sie als Brautpaar segnete. Von da an trug die Braut beim Kirchgang den Borten mit einem schönen Myrtenkränzlein als Zeichen der Jungfrauenschaft. Der Bräutigam trug als besonderes Zeichen einen Blumenstrauß aus künstlichen Blumen am Hut. Die Vorbereitungen für die Hochzeit dauerten zwei bis drei Tage. Fast die ganze Gemeinde beteiligte sich daran. Man brachte Geflügel, Speck, ein Stück Fleisch, Rahm, Milch, sogar Naturalien. Die Frauen, die zur Hochzeit eingeladen wurden, mussten Hanklich und Striezel backen. Wer etwas für die Hochzeit abgab, bekam auch Gebäck mit, so dass eigentlich das ganze Dorf an diesen Feierlichkeiten teilhatte, auch wenn er nicht eingeladen war. Die Männer schlachteten ein Kalb oder ein Schwein für die vielen Gäste; oft waren es über hundert an der Zahl.

Die Hochzeitshäuser wurden mit allerlei Tüchern, Spruchbändern, Girlanden, Eierschalenketten, aufgenagelten Federviehköpfen und Füßen geschmückt. Am Sonntagmorgen versammelten sich die Hochzeitsgäste im Hochzeitshaus und wurden dort mit Hanklich, Striezel und Schnaps empfangen. Bevor die Kirchenglocken läuteten, fand nach feierlicher Rede und Gegenrede des Wortmanns das Abverlangen und Übergabe der Braut statt. Die Braut nahm in festgelegten Worten Abschied von ihren Eltern und Freundinnen. Auch bat man die Gäste in die Freundschaft ein.

Um halb elf läuteten die Kirchenglocken. Der Hochzeitszug formierte sich und geschlossen ging man zur Kirche. Vor dem Altar sass der Bräutigam mit zwei Burschen (Bittknechten) rechts und die Braut mit zwei gebockelten Frauen links. Zu Beginn des Traugottesdienstes sang man das Lied „Wenn Mann und Frau zusammen gehen“. Während des Gesangs stand der Bräutigam auf und ging zur Braut, verbeugte sich und bat sie, zum Altar mitzugehen. Der Pfarrer bat das Brautpaar, die Trauringe zu wechseln und zu versprechen, in Freud und Leid zusammen zu bleiben, bis der Tod sie scheide. Darauf segnete er sie als Mann und Frau. Nach dem Ende des Gottesdienstes wurde vor der Kirche noch getanzt. Dann trugen zwei Burschen die Braut auf den Schultern bis zum Hochzeitshaus. Nach einem gemeinsamen Gebet begann ein stundenlanges Schmausen und Trinken. Unter vielerlei Belustigungen und Tanzen verbrachte man den Abend. Vor Mitternacht folgte das „Gaben“ (Geschenke darbringen) der Hochzeitsgäste. Die Geschenke waren als Starthilfe für das jung Paar gedacht.

Um Mitternacht wurde die junge Frau neu eingekleidet und kam „unter die Haube“. Der zweite Hochzeitstag war der Jungfrauentag, eine Fortsetzung der Lustbarkeiten mit Essen, Trinken und Tanzen. Höhepunkt dieses Tages war die

Einsegnung der von zwei Brautfrauen zur Kirche begleiteten jungen Ehefrau. Der dritte Hochzeitstag war die Nachhochzeit, an dem alles Übriggebliebene verzehrt und dann saubergemacht wurde. Den Abschluß der festlichen Tage bildeten das „Ausgrüßen“ (Verabschiedung) des jungen Ehepaares aus der Bruderschaft und Schwesterschaft.

Diese Aufzählung und Beschreibung einiger Bräuche aus Pruden soll zeigen, wie unsere Gemeinschaft funktioniert hat. Sie waren Teil unseres Lebens. Gleichzeitig soll es auch eine Dokumentation für unsere Nachkommen in Deutschland sein, damit sie erfahren, wie unsere Eltern , bzw. Großeltern, gelebt und gefeiert haben.

Fritz Leutner



Gottesdienst



Brautpaar Susanna und Rudolf Bloos



Brautpaar Elisabeth Botschner und Johann Weprich



Brautpaar Regina - Margarete und Julius Bloos



Brautpaar Johanna und Julius Bloos



Brautpaar Katharina und Hans Weprich



Brautpaar Katharina und Hans Keul



Brautpaar Katharina Leutner und Johann Weprich



Junge Frauen vor der Kirche



Der Kuchen ist fertig



Brautpaar Sara Müller und Johann Tatter



Brautpaar Sara Paul und Michael Bloos



Brautpaar Gertrud Lingner und Imre Fodor



Hochzeitstanz vor der Kirche



Hochzeit von Katharina und Georg Keul 1956





Hochzeit von Rebekka Löw und Daniel Wolff



Die Burschen genießen den Wein



Gruppenbild



Brautpaar Katharina Tatter und Georg Botschner



*v.r.: Hans Botschner, Michael Zakel (Bräutigam), Eliese Hartmann (Braut), Pfarrersfrau Adele Lingner,
Ida Ungar Pfarrersfrau von Waldhütten, Sara Höhr und Hermine Höhr / 1958*



Brautpaar Eliese Hartmann und Michael Zakel /1958



Brautpaar Elisabeth Paul und Michael Tatter



*v.l.: Brautfrauen Rebekka und r.: Katharina Paul
Bildmitte: junge Frau Elisabeth Tatter*



Brauttanz



v.l.: Elisabeth Geddert, Sara Wolff, Michael Tatter und Rebekka Wolff



Die Suppe schmeckt



Die fleißigen Köchinnen



▲ Jugendliche ▼





Die fleißigen Köchinnen



Brautpaar Betty und Michael Dengel



Ehepaar Elena und Hans Georg Geddert



*Brautpaar Anneliese Botschner
und Horst Leutner*



Brauteltern Elisabeth und Andreas Botschner



Brautpaar Astrid Seiler und Bruno Löw /1986



Hochzeit von Katharina Rosen und Andreas Botschner



Brautpaar Dagmar Schmidt und Dietmar Schweizer



Brautpaar Melita und Erwin Geddert

Aussiedlung der Deutschen aus Pruden Prudner in der Zerstreung – Die HOG Pruden

Aussiedlung der Siebenbürger Sachsen und Leben in der Zerstreung Horst Göbbel

Die Enteignung, Entrechtung, Deportation im Gefolge der Kriege und Wirren des 20. Jahrhunderts, der unaufhaltsame Angriff auf ihre Sprache und deutsche Identität - besonders durch die kommunistische Ceauşescu-Diktatur - haben die Siebenbürger Sachsen ihrer Heimat entfremdet und den Drang nach Rückkehr in die deutsche Urheimat als Ausweg aus der Unfreiheit verstärkt.

Sie wollten frei sein und wieder als Deutsche unter ihresgleichen in Freiheit leben. Die Aussiedlung war für sie der letzte Ausweg, den sie für sich und ihre Kinder auch nach dem Sturz der Ceauşescus sahen. Allein 1990 kehrten 111.150 deutsche Aussiedler Rumänien den Rücken (1991: 32.178, 1992: 16.146). Diese Menschen waren satt von den täglichen brutalen oder raffinierten Menschenrechtsverletzungen, satt vom sozialistischen Alltag, satt von der ständigen Gängelung, Schlamperei und Ämterpatronage, satt von der jahrzehntelangen, katastrophalen Unterversorgung mit einfachsten Dingen des täglichen Bedarfs, satt von der unaufhörlichen Bespitzelung durch den Geheimdienst, satt von der erdrückenden Allmacht der Partei, satt von der allgemeinen Perspektivlosigkeit und Zukunftsangst. Sie wollten und wollen endlich frei über ihr Leben, über ihre Zukunft entscheiden.

Besonders die Aussiedlung der letzten Jahrzehnte hat sie vor der unausweichlichen Romanisierung und damit ihrem Niedergang als siebenbürgisch-sächsische und somit deutsche Gemeinschaft gerettet. Diese allgemeine Entwicklung betraf auch Pruden.

Die Siebenbürger Sachsen sind als Aussiedler dankbar dafür, als freie Deutsche hier in Deutschland an freiheitlicher Demokratie und am Wohlstand teilhaben zu dürfen. Sie bejahen die Einigung Europas.

Ohne die große Bedeutung der rechtlichen und finanziellen Starthilfen des deutschen Staates für Aussiedler - unmittelbare Zuerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft nach Art. 116 Grundgesetz, Begrüßungsgeld, Übernahme der Rückführungskosten, unmittelbare Versorgung mit Wohnraum, Gewährung von Einrichtungsdarlehen, Anerkennung von Prüfungen und Arbeitsnachweisen, Zahlungen nach dem Lastenausgleichsgesetz, Leistungen der Arbeitslosen-, Renten-, und Unfallversicherungen, steuerliche Vergünstigungen, in manchen Fällen Sprach- oder Berufsausbildungsförderung, Gewährung günstiger Wohnungsbaukredite (alles Leistungen, die besonders nach 1992 massiv eingeschränkt bzw. auch abgeschafft wurden) - abzuwerten, muss mit allem Nachdruck auf folgende Tatsache hingewiesen werden: Der überdurchschnittlich hohe Wohlstand der meisten nach Deutschland ausgesiedelten Siebenbürger Sachsen nach relativ kurzer Zeit ihres Hierseins hat seine wesentlichen Ursachen hauptsächlich in zwei voneinander nicht zu trennenden Gegebenheiten: Altbewährte Tugenden und persönliche Freiheit.

1. Auch die Siebenbürger Sachsen haben wie andere Aussiedler aus ihrer siebenbürgischen Heimat ausgeprägte Eigenschaften und lebenswichtige alte Tugenden mitgebracht, auf die sie im wahrsten Sinne des Wortes bauen konnten und können. Solche innerhalb von Jahrhunderten gewachsene Tugenden und Eigenschaften wären: Fleiß, Hartnäckigkeit, Sparsamkeit, Geradlinigkeit, Loyalität gegenüber staatlichen und kirchlichen Behörden, Festhalten am christlichen Glauben, Toleranz, Durchsetzungsvermögen auch unter widrigsten Bedingungen, Mut und Bereitschaft zum Neuanfang (nach Wandervölker- und Türkeneinfällen sowie Kriegen in früheren Jahrhunderten, nach der Katastrophe von 1944/45 in Siebenbürgen, nach der Evakuierung, nach der Kriegsgefangenschaft, nach der Deportation 1945 zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion, nach Aussiedlung nach Deutschland). Mit anderen Worten gesagt: Die Siebenbürger Sachsen haben sich in gewissem Sinne den Pioniergeist der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung bewahrt.
2. All diese Eigenschaften und Tugenden sind auch hier im Westen nach 1945 auf fruchtbaren Boden gefallen: Die Siebenbürger Sachsen sind hier in eine Welt gelangt, deren Grundlagen Freiheit, Gewährung der ureigensten Menschenrechte und pluralistische parlamentarische Demokratie sind. Denn: Was nützen all die oben genannten Tugenden und Eigenschaften, wenn man in Unfreiheit und in ständiger Gefahr des nationalen Niedergangs, der nationalen Assimilierung leben muss? Somit bewahrheitet sich auch in diesem Zusammenhang das große Wort des Sachsenbischofs Georg Daniel Teutsch: *„Edle Menschen haben seit jeher die Freiheit dem Vaterlande vorgezogen.“*

Was erwartete die Aussiedler in Deutschland in den 70er und 80er Jahren?

Kerstin Möller, eine deutsche Journalistin, zeigte prägnant in einem Beitrag in den „Nürnberger Nachrichten“ vom 12./13. September 1987 („Deutsch sein, heißt treu sein“) mit welchen Erwartungen, Hoffnungen und Wunschvorstellungen Aussiedler nach Deutschland kommen und wie manche Enttäuschungen - besonders am Anfang - nicht ausbleiben.

Der hier angetroffene Reichtum, die Gefühlskälte vieler Bundesbürger, das „undeutsche“ Wesen, die große Freizügigkeit in vielen Lebensbereichen, besonders jedoch die geringe Kenntnis der Situation der Aussiedler, meint Kerstin Möller, bringe viele aus dem Gleichgewicht, all das mache manche richtig krank. Schließlich kannten die Siebenbürger Sachsen die Bundesrepublik praktisch fast nur vom Hörensagen und nicht vom Westfernsehen, wie die meisten Deutschen aus der DDR. Die Ankunft am Flughafen Frankfurt am Main (seit Jahren am Hauptbahnhof Nürnberg), das Erschrecken über die vielen Farbigen, der ungewohnte Straßenverkehr, die Hektik, der Stress der Leistungsgesellschaft, die vielen Reklameschilder - plötzlich alle in deutscher Sprache! - die starke Fixierung der Menschen auf das Geld, das unermessliche Warenangebot, der offene Schlagabtausch der Politiker im Parlament, die vielen kritischen Bemerkungen in der Öffentlichkeit und das Fehlen der Rücksichtnahme auf hochrangige Politiker aus der Staatsführung . . . alles war neu, ungewohnt, zunächst erdrückend, schwer verdaulich (*„Warum lässt man zu, dass der*

Bundeskanzler im Bundestag kritisiert wird? . . .“). Später dann die endlosen Behördengänge, der Kampf mit den komplizierten, sprachlich kaum oder sehr schwerverständlichen Formblättern. Kaum einer der Aussiedler hatte nämlich den riesigen Umfang von Behördenerledigungen vorausgesehen. Praktisch innerhalb weniger Wochen muss jedoch jeder hier seine Identität neu aufbauen: Personenstandsurkunden, Staatsangehörigkeitsdokumente, Personalausweis, Flüchtlingsausweis, Berufsqualifikation, Rentenanwartschaft, Hausratsentschädigung, Lastenausgleichsanträge und vieles andere mehr gehören dazu. Dabei ist besonders erschwerend, dass jeder dies praktisch ohne die geringste Kenntnis der hiesigen Gesetze und der sich daraus ergebenden Rechte und Pflichten und ohne jede gesellschaftliche Einbindung tun muss. In ihrer Unerfahrenheit machen Aussiedler dabei natürlich auch Fehler und fühlen sich herabgesetzt, wenn sie korrigiert werden. Sie sind verunsichert und betrachten oft ihre Lage in den ersten Monaten als sozialen Abstieg. All zu schnell machen manche ihre ersten schlimmen Erfahrungen, zum Beispiel mit Vertretern an der Haustür, unterzeichnen Verträge, die ihnen aufgeschwatzt wurden, ohne sich über deren Ausmaß und Folgen bewusst zu sein. Oder sie kaufen mit ihren schlimmen Erfahrungen in einem kommunistischen Land mit ständigen Versorgungsschwierigkeiten oft zu schnell und zu teuer, das Unnötige vor dem wirklich Notwendigsten. Auch damit stoßen sie oft bei der einheimischen Bevölkerung auf Kritik und Unverständnis, werden wegen ihres falschen Konsumverhaltens und besonders wegen ihres historisch bedingten stark ausgeprägten deutschen Nationalbewusstseins oft massiv abgelehnt, ja sogar als ewig Gestrige, als Nazis apostrophiert - was besonders weh tut!

Das unsichtbare Gepäck

Aber das ist nur die eine Seite der neuen Wirklichkeit, denn Aussiedler bringen auch gewichtige Stärken mit: Aussiedler sind anpassungsbereit, sie bejahen den deutschen Staat, die freiheitliche Demokratie, sie packen an, sie schaffen es, sie sind fleißig, zäh, zuverlässig. Beharrlichkeit zeichnet sie aus, sie sind keine Wirtschaftsflüchtlinge sondern Heimatsuchende, sie knüpfen ihr deutsches Bewusstsein nicht an das Dritte Reich (was man ihnen oft anhängt), sondern an die Zeit lange davor bzw. an das demokratische freie Deutschland (West) nach dem Zweiten Weltkrieg. Extremismus und Diktatur - zu lange am eigenen Leib erlebt - mögen sie nicht. Deutschland war immer in ihrem Bewusstsein ihre Urheimat und geistig-kulturelle Heimat zugleich, Aussiedler betrachten sich selber als Heimkehrer, als Spätheimkehrer, sie sind geschichts- und traditionsbewusst. Sie verstehen nicht, dass sich manche Bundesbürger schämen, Deutsche zu sein, dass für so viele Bundesbürger das Deutschsein lästig ist. *„Für Aussiedler sind Begriffe wie Deutschtum, deutsches Volk, Muttersprache oder Heimat ideelle Grundwerte. Werte, für deren Erhaltung und Pflege es sich zu kämpfen lohnt und für die man bereit ist, Opfer zu bringen.“* (Dr. Michael Kroner) Aussiedler sind nicht übertrieben anspruchsvoll, sie sind sparsam - oft krankhaft sparsam - bringen die sprichwörtliche siebenbürgische Toleranz mit (sie haben mehr als 800 Jahre mit Ungarn, mit Rumänen, mit Zigeunern, mit Juden zusammengelebt, ohne jemals einen Krieg gegen eine dieser Bevölkerungsgruppen zu führen), sie bleiben auch in der Zerstreung eine eingeschworene Gemeinschaft, ein

Umstand, der nicht nur bei Heimattreffen feststellbar ist, sondern genau so auch bei Bestattungen von Landsleuten. Mobilität - auch und besonders berufliche Mobilität - hilft ihnen überall in Deutschland, das Leben in der neuen Umgebung leichter zu gestalten. Natürlich klagte man beim ersten Zusammentreffen mit dieser ungewohnten Welt eventuell über die Hast und die Unrast und den Stress dieses neuen Lebens. Man vermutet darin den Verlust geistiger Werte mit dem Verlust der aus Siebenbürgen gewohnten sesshaften Kultur. Man erblickt darin oft Wurzellosigkeit und Entfremdung und fühlte sich anfangs wirklich unsicher und fremd. Aber diese Erscheinungen sind meist von kürzerer Dauer und treten vermehrt eher bei den „älteren Semestern“ auf.

Berufliche Erfolge, relativ schneller materieller Wohlstand, die Erkenntnis, dass man hier etwas erreichen kann, sofern man sich anstrengt, dass Leistung nicht nur gefordert sondern auch entsprechend ent- und belohnt wird, dass die Kinder hier eine Zukunft haben, all dies stärkte das Selbstvertrauen, stärkte das Selbstbewusstsein des einzelnen. Siebenbürger Sachsen - in Siebenbürgen mehrheitlich Bauern - sind heute in allen wirtschaftlichen Bereichen Deutschlands zu finden: Im industriellen Gewerbe, im Handwerk, im Bauwesen, im Handel, im Verkehrswesen, im vielfältigen staatlichen und städtischen Dienstleistungsbereich, im Schulwesen, im medizinischen Bereich usw.

Kirchliche Eingliederung

Auf ihr christliches Gemeindeleben in Siebenbürgen lassen sich viele evangelische Aussiedler gerne ansprechen. Aber zwischen dem Gemeindeleben, das auch Siebenbürger Sachsen in ihrer siebenbürgischen Heimatgemeinde kennenlernten, und der Gemeindepraxis in den meisten Teilen der Bundesrepublik Deutschland gibt es manche Unterschiede:

In Siebenbürgen hat der Pfarrer („*Herr Vater*“) noch eine herausgehobene Stellung. Von daher leiten sich hohe Erwartungen z.B. an Auftreten und auch an die Kleidung der hiesigen Pfarrer oder ihrer Beauftragten auch bei Hausbesuchen ab. Welcher Siebenbürger Sachse hat sich nicht zumindest gewundert, wenn nicht sogar richtig geärgert, wenn ein Pfarrer in Deutschland z. B. Jeans-Kleidung - sogar in der Kirche! - trägt oder wenn er vom „*Predigtstuhl*“ aus manche Wörter und Begriffe benützt, die für jeden aufrechten Sachsen tabu sind.

Der Gottesdienst ist für viele Siebenbürger Sachsen die eigentliche Versammlung der Gläubigen. Die in Deutschland häufig geringe Zahl von Gottesdienstbesuchern, die für Siebenbürger Sachsen zu schnell gesungenen Lieder und Äußerungen in der Predigt oder in kirchlichen Veröffentlichungen zur Tagespolitik, zur Umwelt oder zur Dritten Welt (diese Themen haben in Siebenbürgen kaum eine Rolle in der Kirche gespielt) irritieren und bringen anfangs so manchen ein wenig Durcheinander. Manche wenden sich im Extremfall von den neuen Gemeinden enttäuscht ab. Die Mehrheit jedoch gliederte sich besonders in den Kirchengemeinden sehr schnell ein.

Gemeinschafts- und Brauchtumpflege

Die innerhalb von Jahrhunderten gewachsene Gemeinschaft konnte in Siebenbürgen bis 1944 ohne weiteres existieren und sich entfalten, weil die materielle und geistig-kulturelle Grundlage dafür vorhanden war. Nach der Katastrophe von 1944/1945 fanden diesbezüglich radikale Veränderungen statt. In Siebenbürgen selber wurde versucht, unter den widrigen wirtschaftlichen, politischen, ideologischen Bedingungen einer kommunistischen Diktatur am siebenbürgisch-sächsischen Erbe festzuhalten, was mehr schlecht als recht bis zur massiven Aussiedlung seit den 70er Jahren in etwa gelang.

Nach der Aussiedlung waren die hier in Deutschland entstandenen Verbände und Organisationen wesentliche Pfeiler für ein bis heute reges Gemeinschaftsleben.

Als Deutsche unter Deutschen sind auch die siebenbürgischen Aussiedler anpassungsfähig und anpassungsbereit. Zwar gelten sie heute als weitgehend gut integriert, dennoch benötigten sie besonders während der ersten Jahre auch Rückhalt in einer vertrauten Umwelt als Schutz gegen Entwurzelung, gegen Vereinsamung, gegen Isolation.

Da dies im engeren Bekannten- und Verwandtenkreis nur begrenzt möglich ist, finden Aussiedler schon seit Beginn der 50er Jahre großen Halt innerhalb der Interessenvertretungen von Vertriebenen und Aussiedlern: den Landsmannschaften. Diese bemühen sich vorbildlich um alle Belange der Aussiedler, im besonderen auch um Pflege und Förderung des Kulturerbes der siebenbürgischen Heimat, der Wissenschaft und Kultur der Aussiedler. Die 1949 in München gegründete Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e. V. (seit 2007: Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e. V. siehe: www.siebenbuerger.de) verbindet unsere Landsleute miteinander.

Heimattag in Dinkelsbühl und Heimortstreffen

Schon sehr früh nach dem Zweiten Weltkrieg, Anfang der 1950er Jahre, hat der Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland im mittelfränkischen Dinkelsbühl alljährlich zu Pfingsten den Heimattag der Siebenbürger Sachsen ins Leben gerufen. Inzwischen ist er eine richtige Institution geworden, an dem je nach Wetterlage zwischen 10.000 und 15.000 Landsleute und Gäste teilnehmen. Daneben gibt es zu verschiedensten Terminen und an verschiedenen Orten auch Heimortstreffen, das heißt Treffen der jeweiligen Heimortsgemeinschaften. Wie vieles im Leben, fingen auch Heimortstreffen in Deutschland klein an. Anfangs waren es gegenseitige Privatbesuche - zu Weihnachten, Ostern, bei Hochzeiten, Taufen - und nach dem Zustandekommen der alljährlichen Heimattreffen der Siebenbürger Sachsen an den Pfingstfeiertagen oft in dem inzwischen längst zur Partnerstadt der Siebenbürger Sachsen avancierten Dinkelsbühl.

Das Bedürfnis, aber auch die Möglichkeiten, sich in größerem Rahmen zu treffen, waren ab Mitte der 70er Jahre stark gestiegen. Zweck und Aufgabe dieser Heimortsgemeinschaften ist es, die zwischenmenschlichen Verbindungen und Bin-

dungen aller ehemaligen Bewohner einzelner siebenbürgischen Heimateorte und deren Freunde zueinander und zu den im Heimatdorf Verbliebenen zu erhalten und weiterzuentwickeln. Sie nehmen im Prinzip gleiche Aufgaben wahr, wie die örtlichen Gliederungen des Verbandes der Siebenbürger Sachsen, nämlich die Pflege des aus Siebenbürgen überlieferten heimatlichen Kulturgutes in Wort, Schrift, Bild, Kunst und Volkskunst, Dichtung und Musik, Brauchtum und Tradition oder jeder anderen Äußerungsform. Sie sind bestrebt, alle zugänglichen Kulturgüter der siebenbürgischen Heimat, die zu ihnen in Bezug stehen, zu sammeln, zu dokumentieren und in ihrem Bestand zu erhalten und geben seit Jahren wertvolle Heimatbücher - so, wie auch dieses Prudner Heimatbuch - heraus. Im Sinne humanitärer Hilfe unterstützen sowohl der Verband als auch die Heimatortsgemeinschaften auch Bedürftige oder in Not geratene Landsleute, sowohl in Siebenbürgen als auch außerhalb Siebenbürgens.

Nürnberg, im März 2009

Horst Göbbel, Studiendirektor



Durchgangsstelle für Aussiedler in Nürnberg, in der Berta von Suttner Straße, Übergangwohnheim